Nr. 5 · 4. Februar 1962 D 2969 C · 60 Pf · 50. Jahrgang

50 Jahre

Frankf er Illus e

Mylène Demongeot
die junge französische Filmschauspielerin bei einem Staatsempfang

Deutsche Botschaft Moskau

Diplomaten erzählen von ihren Erlebnissen im Kreml

Ra 63 Z

Mutter weiß, was mir schmeckt:

Ja – so gut schmeckt Rama!

Saftige Trauben, herzhaftes Brot mit köstlich frischer Rama: Das schmeckt der Tochter, das schmeckt der ganzen Familie. Ja, Mutter weiß, was gesund, was wertvoll ist. Darum hat Rama einen festen Platz auf dem Tisch des Hauses.

Rama gehört zu den wertvollsten Lebensmitteln,
weil Rama aus pflanzlichen Ölen und Fetten besteht. Darum ist sie auch so nahrhaft, so bekömmlich, so gesund! Rama hat den vollen naturfeinen Geschmack.

RAMA

Wertvoll – weil pflanzlich!

mit dem vollen naturfeinen Geschmack!

Ging Kaiser Wilhelm II. in den Wäldern des Fürsten von Fürstenberg zur Jagd, dann ließ er sich hinterher mit den zahlreichen Hasen, Rehen und Keilern fotografieren, die ihm zugetrieben worden waren und die er abgeknallt hatte. Die deutschen Staatsoberhäupter von heute beteiligen sich nicht aktiv am „edlen Waidwerk". Sie nehmen aus Gründen des Protokolls wohl an Staatsjagden teil, aber ohne Gewehr. So hielt es Präsident Heuss, so hält es Präsident Lübke. Auch der Ministerpräsident von Hessen, Dr. Zinn, war kürzlich bei einer offiziellen Jagd ohne Waffe zu sehen. Es sei mit Vergnügen registriert!

Die Ober werden knapp und knapper, die Wirte ringen die Hände. Weil dem so ist, machte dieser Tage ein Hotelier den guten Vorschlag, Rentner einzustellen. Aber das ist leichter gesagt als getan. Rentner über 65 sind im allgemeinen für den Kellnerberuf nicht mehr flink genug. Rentner jedoch, die vor Erreichen der Altersgrenze in den Ruhestand getreten sind, müssen sich ihre Bezüge kürzen lassen, wenn sie nebenbei verdienen. Da es viele arbeitswillige ältere Herren gibt, liegt es also an den Behörden, ob der Gast sein Helles bekommt oder nicht . . .

In der westfälischen Stadt Soest haben unlängst einige junge Männer ein Schreiben ihres Kreiswehrersatzamtes in die Hände bekommen, in dem zu lesen war, daß sie zum Grundwehrdienst einberufen werden sollten. In der Verpflichtungserklärung jedoch hieß es unter anderem: Ich verpflichte mich, für 18 Monate Wehrdienst zu leisten (nur für L u s t landetruppen). Bravo! Lustlandetruppen . . . Endlich eine Waffengattung mit Zukunft. Wer möchte da noch abseits stehen? O, welche Luft, Soldat zu sein!

Unter dem Motto „Sibirien ruft" hat der sowjetische Rundfunk seine Werbung für die fernöstlichen Gebiete des Landes verstärkt. Mit dem Versprechen „Sibirien hat mehr sonnige Tage als Italien" sollen junge Menschen dazu bewogen werden, sich in diesem Landstrich anzusiedeln. Wie sich die Zeiten ändern: Vor wenigen Jahren noch war Sibirien die Hölle für alle auf Lebenszeit Verbannten, die früher dem Zaren, später den Sowjetmachtbabern unbequem geworden waren. Aber seit man entdeckt hat, daß dieses Land beträchtliche Bodenschätze verbirgt, wird aus der Hölle ein Paradies. „Fortschrittliche Geographie" könnte man so etwas nennen.

Das fiel uns auf

Unsere Leser schreiben

Eine Katze müßte man sein

Zum Bericht unseres Tierarztes „Die Katze läßt das Mausen nicht", Nr. 3

Soso, das sind die guten Eigenschaften der Katze, die sie uns so liebenswert machen: daß sie sich niemals an die Kette legen, nicht einsperren läßt und sich gegen jeden Eingriff in ihre persönliche Freiheit wehrt. Genau die Eigenschaften, die wir Menschen uns nicht leisten können. Sind wir nicht das beklagenswerteste Geschöpf? Wir müssen uns an die Kette legen lassen,

für die Eingriffe in unsere persönliche Freiheit sorgen Moral und Gesetz, wir werden gedrillt und dressiert und müssen brav gehorchen. Eine Katze müßte man sein! *Viktor Krause, Aschaffenburg*

Luftbrücke in Rumänien

Zum Tatsachenbericht „Die rote Peitsche"

Es stimmt nicht ganz, wenn Sie behaupten, die Alliierten hätten in Rumäniens Kampf gegen die Deutschen nicht eingegriffen. Noch vor dem Einmarsch der Sowjets haben nämlich die Amerikaner eine Luftbrücke eingerichtet, um die amerikanischen Kriegsgefangenen, hauptsächlich abgeschossene Flieger, vor den sowjetischen Befreiern zu retten. Schließlich haben die Amerikaner durch einen Luftangriff auf Bukarest, Ende August 44, zur Zermürbung des deutschen Widerstandes beigetragen. *Günther Bohn, Hannover*

Epileptischer General

...soll General Gerstenberg an epileptischen Anfällen gelitten haben. Wenn das wahr ist, so ist es in der Tat von den verantwortlichen Männern geradezu ein Verbrechen gewesen, ausgerechnet diesem Mann eine führende Rolle bei der versuchten Niederschlagung des Putsches in Rumänien zu geben.

Hans-Otto Blumenthal, Essen

Brutal und systematisch

Mit dauernder Verwunderung lese ich seit einigen Jahren Ihre vielen Berichte, wie einzelne Deutsche Tausende von Menschenleben retteten, oder wie andere Nationen Deutsche mißhandelt oder getötet haben. Nicht ein einziges Mal sah ich in Ihrer Illustrierten einen großen Artikel, in Einzelheiten beschrieben, über die Millionen Menschen, die die Deutschen in ganz kurzer Zeit in über 22 Ländern brutal und systematisch ermordet haben. Könnte es sein, daß Sie sowie die deutsche Nation und ihr Gewissen es nicht zulassen, ihre eigene brutale Seite zu zeigen?

Harry J. Kennedy, Los Angeles (USA)

Kein Hund mehr . . .

Über uns Deutsche wird doch soviel geschrieben, daß man meint, es dürfte kein Hund mehr von uns ein Stück Brot nehmen. *Horst Weber, Kiel*

Echte Gespräche

Ich begrüße die Korrektheit Ihrer Darstellung, die sich in angenehmer Weise von anderen sogenannten Tatsachenberichten abhebt. Aus den Quellenhinweisen ersieht man wenigstens, daß die Gespräche wirklich in dieser Form stattgefunden haben.

Wilhelm Bretschneider, Hamburg

Wie macht man Staatsstreiche?

Richtig so! Sagen Sie es nur unseren bürgerlichen Politikern, wie man kommunistische Staatsstreiche macht, damit den Herren vielleicht ein Licht aufgeht, mit wem sie sich da eventuell einlassen wollen.

Klaus Becker, München

Vertrautes Milieu

Zum Roman „...und ihn habe ich geliebt"

Für Frauen wie diese Ursula Semmler muß das Gefängnis eine wahre Hölle sein, weil sie aus einem gepflegten Milieu kommen und zudem noch unschuldig hinter Gittern sitzen. Aber die Menschen, auch Frauen, die verbrecherisch veranlagt sind und aus einem entsprechenden Milieu kommen, finden im Gefängnis doch ein durchaus vertrautes Milieu vor. Das macht es verständlich, daß für viele Verbrecher der Gedanke ans Gefängnis keineswegs abschreckend wirkt.

Herbert Koch, z. Z. Bad Homburg

Sache des Temperaments

Zum Bildbericht „Der Braten war zu mager", Nr. 3

Es ist doch unvorstellbar, daß eine solche Zuchthausrevolte wie in Rio sich bei uns abspielen könnte, und wenn der Braten mal noch so mager ausfallen sollte. Aber darauf, daß solche Zustände bei uns so gut wie unmöglich sind, brauchen wir uns nicht das geringste einzubilden. Die Südamerikaner haben halt eine andere Veranlagung als wir. Sie spielen gern Revolution, sei's auf der Straße oder im Zuchthaus. Ja, ja, das Temp'rament!

Franz Pfeiffer, Memmingen

Seltsame Moral

Zu „Dein Auto, Dein Geld, Dein Leben (Über den Umgang mit vielbeschäftigten Werkstätten)", Nr. 49

Es ist höchst dankenswert, daß Sie sich mit den Sorgen und Kümmernissen des Autokäufers und -fahrers so gründlich beschäftigen. Vieles von dem, was Sie schrieben, ist beileibe wahr. Anderes hingegen sieht allzu sehr nach Entschuldigungen für handwerkliche Nachlässigkeit aus. Diejenigen, die sich eigentlich von Ihnen getroffen fühlen müßten, werden sich nach dieser Epistel wohl kaum reumütig an die Brust schlagen, sondern fürderhin wohl noch auf höhere Rösser steigen. Diese seltsame Moral, die Sie da in aller Öffentlichkeit predigen, paßt zwar ausgezeichnet in unser allgemein korrumpiertes Wirtschaftsbild, und wir werden wohl nun früher oder später sehen, wie weit wir damit kommen.

K. Michael Knittel, Ober-Ramstadt

Und das Handwerk schreibt:

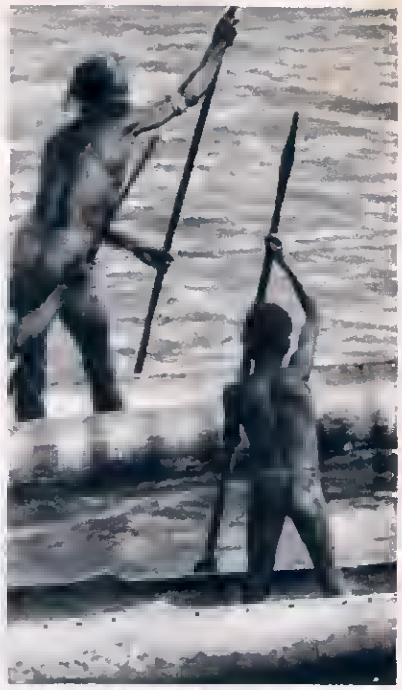
Mit Freude haben wir die objektive Berichterstattung über die Probleme des Kraftfahrzeughandwerks, die von Herrn Willi Mertens verfaßt wurde, gelesen. Wir begrüßen jede objektive Berichterstattung und Kritik und stehen Ihnen deshalb auch, wenn erforderlich, mit Zahlenmaterial und sonstigen Auskünften gern zur Verfügung.

Zentralverband des Kraftfahrzeughandwerks Wiesbaden / Oberingenieur Gelbe

Steinzeit-Menschen

Zur Bildreportage über Sukarno, Nr. 3

Ich habe es dreimal lesen müssen: Selbstbestimmung für die Papuas! Sie leben zum



großen Teil, abgesehen natürlich von einigen einigermaßen Zivilisierten, noch auf der Kulturstufe der Steinzeit. Ihre Werkzeuge sind undurchbohrte Steingeräte, ihre Bekleidung besteht bei den Frauen aus einem Fransengürtel, bei den Männern aus einem Lendentuch, manchmal nur aus einem Blatt. Aber die politische Reife, selbst über ihr weiteres Schicksal zu bestimmen, besitzen sie schon. Im Gegensatz zu uns, wie man folgern muß. *Hans Heinemann, Göttingen*

Es gibt eben doch biologische Unterschiede

Zur Reportage „Mit 17 ist der Traum zu Ende", Nr. 3

Die fanatischsten Verfechterinnen der Gleichberechtigung wollten alle Unterschiede zwischen Mann und Frau aufgehoben wissen. Hier gibt ihnen die Natur einen schlagenden Beweis für die Tatsache, daß zwischen den Geschlechtern eben doch außerordentlich große Unterschiede bestehen. Es sind die biologischen Unterschiede, die sich auch bei größtem Fanatismus nicht totschweigen lassen. Die

jungen Schwimmerinnen erreichen ihren sportlichen Höhepunkt, ehe sie 17 sind. Männliche Schwimmer dagegen sind als Wettkämpfer noch mit 30 auf der Höhe. Und ganz allgemein darf man wohl sagen, daß Männer auch noch jenseits der Vierzig sportlich ungleich besser in Form sind als Frauen. *Walter Böhm, Wetzlar*

. . . noch nicht zu Ende

Das ist aber nicht so zu verstehen, daß diese jungen Mädchen mit 17 aufhören müßten, weil sie etwa physisch verbraucht wären. Ihre schwimmerische Leistungsfähigkeit ist noch keineswegs zu Ende, nur eben sind sie keine „Asse" mehr.

Hildegard Möller, Ingolstadt

Langsam kindisch . . .

Wir kommen jetzt wohl ins Zeitalter des Kindes. Im Film haben sich die lieben Kleinen da breit gemacht, wo man früher einmal Schauspieler sah, aus den Lautsprechern unterhalten uns quäkende Kinderstimmchen mit sogenannter Musik, und nun kämpfen die zarten Kinderchen auch um den Siegeslorbeer im Sport. Die Zeit wird langsam kindisch. Verfallserscheinungen? *Jürgen Köhler, Frankfurt a.M.*

Nur Badewanne

Kein Wunder, daß man heute kleine Kinder als Sportstars züchtet. Wer hat denn schon so viel Zeit, daß er, wie diese kleinen Mädchen, täglich stundenlang im Wasser trainieren kann? Mädchen und Frauen über 20 etwa? Wir haben Beruf und oft noch Familie, und bei uns reicht's gerade täglich zehn Minuten für die Badewanne. *Maria Freitag, Mönchengladbach*

Dramatische Stunden haben deutsche Diplomaten in Moskau erlebt, wie hier auf unserem Bild während der gelenkten Demonstrationen vor dem Botschaftsgebäude im Juni 1958. Von Mord, Intrige und Gewalttat liest man in den Akten des Auswärtigen Amtes, von Männern mit eigenwilligen Konzeptionen, aber immer haben auf diesem wichtigen Außenposten des Reiches bedeutende Persönlichkeiten die deutschen Interessen vertreten.

ПОСОЛЬСТВО ФЕДЕРАТИВНОЙ РЕСПУБЛИКИ ГЕРМАНИИ

Deutsche Botschaft Moskau

Im Kreuzfeuer der öffentlichen Meinung steht seit einigen Wachen die Deutsche Botschaft In Moskau. in den Kommentaren der engiischen und amerikanischen Presse wird wieder der Geist van Rapalla beschwaren, wird die Erinnerung an eine deutsch-russische Zusammenarbelt geweckt, die auch heute nach durch die Lupe subjektiver Betrachtung oft verzerrt gesehen und mißverstanden wird. Eines allerdings Ist Tatsache, Deutschland hat stets seine fähigsten Diplamaten nach Maskau entsandt.Unser Redakteur Rudolf Schwarz sprach in Bann mit einem der wenigen Augenzeugen, der unter der Ära von drei Batschaftern die wechseivaile Geschichte der deutsch-sawjetischen Beziehungen aus unmittelbarer Nähe miterlebt hat, mit dem deutschen Batschaftsrat Gustav Hilger. Er war mehr als 20 Jahre lang in Moskau.

Ein freundlicher, alter Herr öffnete mir die Tür. „Bitte, kommen Sie herein!“ Breit, mit einem leicht slawischen Akzent kamen die Worte aus dem Munde des Botschaftsrates a. D. Hilger. Wir traten in sein Arbeitszimmer. Neugierig, soweit es die Höflichkeit des Besuchers erlaubt, blickte ich mich um. An der Wand ein Kupferstich; dort eine alte Ikone. Ein Samowar strahlt Wärme und Behaglichkeit aus. Und Bücher! Regale voll Literatur über Rußland, darunter auch Titel mit kyrillischen Schriftzeichen. Wir kamen sofort zum Thema.

„Sie sprechen sehr gut Russisch, Herr Botschaftsrat?“

Der alte Herr lachte:

„Molotow hat einmal auf einem Empfang einem anderen Diplomaten in meiner Gegenwart scherzhaft erklärt: Der Hilger muß ein Russe sein er spricht so gut Russisch wie wir.‘“

Botschaftsrat Hilger lebte 21 Jahre in Moskau. Als erster deutscher Bevollmächtigter kam er im Jahre 1920 in die russische Hauptstadt und verließ sie erst wieder im Jahre 1941. Er kennt sie alle, die Männer der Oktober-Revolution, hat mit ihnen viele persönliche Worte gewechselt und ihren Untergang in den Schauprozessen miterlebt.

„Und 1923 wurden sie dann Mitglied der Deutschen Botschaft?“

Der Botschaftsrat nickte und begann, von dem ersten deutschen Botschafter, von dem Grafen Broekdorff-Rantzau, zu erzählen, der 1919 seine Unterschrift unter den Vertrag von Versailles verweigert hatte.

Der Graf beurteilte den Vertrag von Rapallo, von dem heute so viel die Rede ist, sehr kritisch. Er fürchtete in diesem am 17. April 1922 überraschend abgeschlossenen Sondervertrag zwischen der Sowjetunion und dem Deutschen Reich eine allzu einseitige politische und militärische Bindung.

Der Botschaftsrat blätterte in Manuskripten.

„Na, wo ist es denn nun? Ah! Hier! Das ist, glaube ich, sehr wichtig zu wissen. Graf Broekdorff hat am 8. Juli 1922, also noch vor seinem Amtsantritt

Dr. Wilhelm Haas, der erste deutsche Nachkriegsbotschafter in Moskau, im Gespräch mit dem damaligen US-Botschafter Bohlen in Moskau.

Ulrich Graf Brockdorff-Rantzau

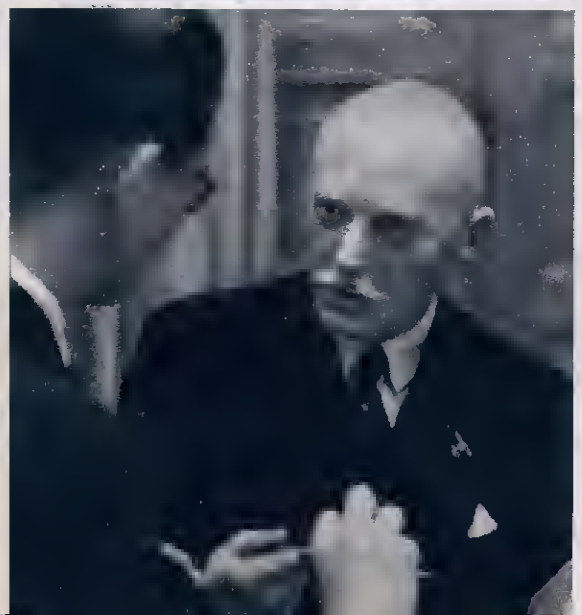
Der erste Deutsche Botschafter in Moskau nach dem Ersten Weltkrieg (Bildmitte) war von der Bedeutung seiner Persönlichkeit und seiner Eignung für den Moskauer Posten so überzeugt, daß er die Annahme von einigen recht ungewöhnlichen Bedingungen abhängig machte. So weigerte er sich unter anderem, die Autorität des Reichsaußenministers anzuerkennen und verlangte, dem Reichskanzler Wirth unmittelbar unterstellt zu werden. Er stellte ferner die Forderung, über den Kopf des Reichskanzlers hinweg, dem Reichspräsidenten direkt berichten zu dürfen. Nach seinem Amtsantritt am 5. November 1922 fand Graf Rantzau zum sowjetischen Außenkommissar Tschitscherin — trotz ideologischer Gegensätze — ein menschlich sehr gutes Verhältnis. Zu einem amüsanten Wortwechsel kam es noch vor Überreichung des Beglaubigungsschreibens während eines Besuches bei Tschitscherin. Der Volkskommissar meinte: „Mir war doch zunächst etwas bedenklich, einem Grafen und alten kaiserlichen Diplomaten das Agreement als Vertreter Deutschlands zu erteilen." Der Graf erwiderte darauf mit überlegenem Lächeln: „Herr Volkskommissar! Bevor ich hierherkam, habe ich mich etwas mit der Geschichte Ihrer Familie vertraut gemacht. Danach scheint es mir, daß es einem Abkömmling der Familie Naryschkin — und damit des Hauses Rjurik — schlecht ansteht, mir meine adlige Herkunft vorzuhalten." Die zwischen beiden Männern bestehende Verbindung half dem Grafen oft über das Gefühl der Verzweiflung hinweg, in die ihn die sture Intransigenz der Sowjetregierung und die Rücksichtslosigkeit ihrer Methoden versetzten.

Herbert von Dirksen

Die Nachfolge des im September 1928 verstorbenen Grafen Brockdorff-Rantzau trat im Januar 1929 Dr. Herbert von Dirksen an. Unser Bild zeigt ihn im Kreml beim sowjetischen Staatspräsidenten Kalinin, „einem freundlichen, bebrillten, spitzbärtigen alten Mann", wie der Botschafter in seinen Memoiren schreibt und weiter berichtet: „Fotografen umkreisten uns, die Kabel ihrer Scheinwerfer kreuzten unseren Weg, so daß der alte Kalinin über sie stolperte und mich fragte: „Sind bei Ihnen in Deutschland die Presseleute auch so unverschämt?" Die Russen waren offenbar über die Wahl Herbert von Dirksens zum Botschafter befriedigt, denn Botschaftsrat Hilger erinnert sich an eine Bemerkung des damaligen amtierenden sowjetischen Geschäftsträgers Bratman-Brodowsky: „Im Kreml wird eine Ernennung des Herrn von Dirksen zum Deutschen Botschafter in Moskau begrüßt, denn er verkörpert in unseren Augen die Schule von Maltzan mit dem Geist von Rantzau." Unter sehr schwierigen Verhältnissen hat der Botschafter seine Aufgabe erfüllen müssen. Es war die Zeit des „Ersten Fünfjahresplanes" in der Sowjetunion, die zusammenfiel mit den ersten stalinistischen Säuberungswellen. Die deutsch-sowjetische „Freundschaft" hatte sich seit dem Vertrag von Locarno, der eine politische Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland einzuleiten schien, abgekühlt. Das Mißtrauen gegen Deutschland wuchs. Der Botschafter erhielt zahlreiche Drohbriefe, in denen er vor einem Attentat gewarnt wurde. Nur einem Zufall verdankt er es, daß er dann wirklich einem Anschlag entging, bei dem der Botschaftsrat von Twardowski verletzt wurde. Hitlers Machtergreifung beendete einige Monate später die Tätigkeit dieses deutschen Diplomaten in Moskau.

Rudolf Nadolny

Es war von jeher sein Wunsch gewesen, Botschafter in Rußland zu werden. Sein Interesse für Rußland und die deutsch-russischen Beziehungen gingen auf die Zeit um 1905 zurück, als er junger Vizekonsul in St. Petersburg war. Nadolny übernahm 1933 den Posten des Deutschen Botschafters in Moskau mit dem festen Entschluß, nichts unversucht zu lassen, was der Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung der deutsch-sowjetischen Beziehungen hätte dienlich sein können. Auf unserem Bild wird er vom sowjetischen Protokollchef Florinski empfangen. Er hoffte, Hitler davon zu überzeugen, daß Deutschland es sich nicht leisten könne, auf gute Beziehungen zur Sowjetunion zu verzichten. Der 61jährige Ostpreuße, der von ihm wenig wohlgewogenen Kollegen spöttisch der „Amtsrichter von Pillkallen" genannt wurde, rannte allerdings vergeblich gegen die Mauern des Kremls und der Reichskanzlei an. In einer Denkschrift, die er an den Außenminister Freiherr von Neurath richtete, schreibt er: „Die Furcht vor dem deutschen Drang nach Osten hat sich in der Sowjetunion zu einem Alpdruck gesteigert ... Die Tendenz des Buches ‚Mein Kampf' und das Wirken Rosenbergs sind auf einen Zusammenbruch der Sowjetunion gerichtet ... Haben wir aber ein Interesse daran, den Zusammenbruch der Sowjetunion zu wünschen?" Berlin antwortete ausweichend. Im Mai 1934 entschloß sich der Botschafter, Hitler persönlich von seinen Ansichten zu überzeugen. Hitlers Standpunkt erschütterte den Botschafter: Ich bin mit Ihrer Auffassung zwar einverstanden, aber ich will mit den Leuten nichts zu tun haben!" Nach einer Kontroverse mit dem Außenminister stellte Nadolny sein Amt zur Verfügung.



Friedrich Werner Graf von der Schulenburg

Ausgerechnet diesem deutschen Diplomaten, von dem mit Recht behauptet worden ist, daß er nur Freunde und keine Feinde habe, blieb es vorbehalten, dem sowjetischen Außenminister Molotow die Kriegserklärung zu überreichen. Während der siebenjährigen Amtszeit des Botschafters in Moskau hat es sich erwiesen, daß es kaum ein anderer fertig gebracht hätte, die deutschen Interessen in der Sowjetunion mit soviel Geschick, Umsicht und Würde zu vertreten, wie gerade er es getan hat. Angesichts der ständigen Gefahr, in der sich die deutsch-russischen Beziehungen in jenen Jahren befanden, hätte ein anderer entweder die Flinte vorzeitig ins Korn geworfen oder auf die gegenseitigen Beschimpfungen in einer Weise reagiert, die sein weiteres Verbleiben in Moskau unmöglich gemacht hätte. Mit unerschütterlicher Ruhe nahm er die Widerwärtigkeiten des Moskauer Alltags hin. Wenn er aus der Botschaft zu seinem Wagen schritt, zog er vor den als harmlose Passanten getarnten Geheimpolizisten höflich den Hut. Die Agenten lüfteten schließlich, über so viel Höflichkeit verlegen, ebenfalls ihre Ballonmützen. Dank seinem bewußten Verzicht auf eigene Initiative und der Befolgung des Grundsatzes, daß die Politik die Kunst des Möglichen sei, hat Graf von der Schulenburg die deutsch-russischen Beziehungen über die Zeit der Krise hinweggebracht. Diesem behutsamen diplomatischen Wirken ist es zu verdanken, daß im August 1939 zwischen Deutschland und der Sowjetunion ein Bündnis geschlossen werden konnte, von dem der Graf aufrichtig geglaubt hat, daß es nicht nur den deutschen Interessen, sondern auch der Sache des Weltfriedens dienen würde. Als er mit dem Goerdeler-Kreis in Verbindung trat, wurde auch er ein Opfer des 20. Juli 1944.

Dr. Hans Kroll **Als eine eigenwillige Persönlichkeit gilt der jetzige Botschafter der Bundesrepublik in Moskau. Belgrad und Tokio waren die Nachkriegsstationen der diplomatischen Laufbahn des heute 63jährigen Hausherrn in der Großen Grusinischen Straße Nr. 17 in der sowjetischen Hauptstadt. Seine Gegner, und er hat deren viele, charakterisieren sein Auftreten als „Krolloper". Er selbst soll geäußert haben, daß er sich nicht als einen Cocktail-Botschafter betrachte. Die Gerüchte, daß er wegen seines angeblichen Alleinganges im Kreml von seinem Posten abberufen werde, haben sich indes nicht bestätigt. Der Botschafter, der ausgezeichnet russisch spricht, hat lange Unterhaltungen mit Chruschtschow geführt, die in diplomatischen Kreisen Anlaß zu Gerüchten und Kombinationen gegeben haben, inzwischen aber von Bonn dementiert worden sind. Ein Urteil über die Tätigkeit eines noch amtierenden Botschafters abzugeben, zumal auf einem so prekären Posten, scheint uns jedoch verfrüht.**

in Moskau, eine Denkschrift verfaßt. Ein paar Sätze möchte ich Ihnen daraus vorlesen."

Und dann zitiert er:

„An die Aufgabe in Rußland gehe ich völlig illusionslos und beinahe skeptisch heran... Die Sowjetunion hat ihr politisches Programm im Laufe der Jahre nach innen wie nach außen zwar wesentlich modifiziert, aber es ist trotzdem nicht anzunehmen, daß die russische Revolution sich allmählich in eine Evolution verwandelt... Das große Ziel der Weltrevolution bleibt als letzte Konsequenz bestehen... Der deutsche Botschafter in Moskau hat sich größte Reserve und taktvolle Zurückhaltung aufzuerlegen..."

Der Botschaftsrat blätterte weiter, las Sätze aus einer anderen Denkschrift vom 15. August 1922 vor. Ich notierte:

„Es ist eine Illusion zu glauben, daß wir heute mit Rußland eine Bismarckpolitik treiben könnten; die Voraussetzungen, unter denen wir heute mit Rußland Politik treiben müssen, sind den Zeiten Bismarcks diametral entgegengesetzt... Eine ausschließlich nach Osten orientierte deutsche Politik wäre aussichtslos und gefährlich."

Prophetische Worte!

Deutscher Botschafter in Moskau zu sein, war und ist die höchste Auszeichnung im diplomatischen Dienst, aber auch eine außerordentlich verantwortungsvolle und oft – das sei nicht verschwiegen – undankbare Aufgabe. Die zwielichtige, meist auch undurchsichtige Politik der Sowjetregierung, die Verträge mit anderen Staaten abschloß, deren Regierung sie mit Hilfe der kommunistischen Parteien dieser Länder zu stürzen suchte, beeinträchtigte jedes Vertrauensverhältnis zu den Männern im Kreml. Hinzu kam, daß auch aus Deutschland selbst mancher Querschuß abgefeuert wurde. Die Botschafter standen plötzlich im Kreuzfeuer heftiger Pressekampagnen, wobei sie keineswegs immer sofort vom Auswärtigen Amt gedeckt wurden. Es gibt da beispielsweise eine Intrige gegen den Botschafter Herbert von Dirksen, über die er sich noch in seinem Memoirenwerk bitter beklagt. Man hatte behauptet, daß er es an der notwendigen Energie bei der Durchsetzung deutscher Forderungen in Moskau habe fehlen lassen.

Vornehme Worte fand der Botschaftsrat für Herbert von Dirksen:

„Die Tatsache, daß er von sich selbst mehr verlangte als von seinen Untergebenen, sicherte ihm deren Achtung und Zuneigung."

Freilich stand sein Wirken im Schatten der Persönlichkeit des verstorbenen Grafen Brockdorff-Rantzau; auch die Erinnerung an Rudolf Nadolny verblaßt angesichts der kurzen Zeit seiner Tätigkeit in Moskau. „Er war ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter, der die Damen aus Scherz animieren wollte, kleine Zigarillos zu rauchen", erinnerte sich der Botschaftsrat und fügte mit einem entschuldigenden Lächeln hinzu: „Aber das gehört wohl doch nicht zum Thema."

In der Diplomatie war dem Botschafter kein Glück beschieden. Er konnte Hitler nicht davon überzeugen, daß es sich Deutschland nicht leisten könne, auf gute Beziehungen zur Sowjetunion zu verzichten.

Als ich den Namen seines Nachfolgers nannte, Graf von der Schulenburg, wurde die Stimme des Botschaftsrates lebhaft.

„Er hatte einen ungewöhnlichen Charme, mit dem er das Vertrauen und die Zuneigung jedes Menschen gewann."

Sehr behutsam hat Graf von der Schulenburg die Kontakte zum Kreml gepflegt, und er glaubte die Krönung seines diplomatischen Wirkens zu sehen, als im August 1939 der Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der Sowjetunion geschlossen wurde. Doppelt tragisch darum das Schicksal dieses Botschafters, der am 22. Juni 1941 dem damaligen Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare, Molotow, die Kriegserklärung überreichen mußte.

Vier deutsche Botschafter, vier hervorragende Persönlichkeiten des deutschen diplomatischen Dienstes, sie haben mit Mut, Takt und Geschicklichkeit Deutschland im Kreml vertreten.

Jedes wachsweiche Ei, das bei uns verspeist wird, kann gefährlich sein; jedes Brathendl, das wir uns mit Genuß zu Gemüte führen, kann die Ursache zu einer lebensgefährlichen Krankheit sein: der Tuberkulose. Denn etwa 10% aller Hühner in der Bundesrepublik — und mit den ausländischen wird es kaum anders sein — sind sehr wahrscheinlich an Tuberkulose erkrankt.

Tuberkulose frisch vom Huhn

Tb-infizierte Hühner unkontrolliert im freien Verkauf – Ansteckungsgefahr für den Menschen. Exklusivbericht von Willi Genzler

Jedes zehnte Hühnchen, das wir essen — sei es frisch geschlachtet oder aus der Tiefkühltruhe, sei es gebraten oder gegrillt — hat Tuberkulose und gefährdet damit den, der es sich schmecken läßt. Und mehr als die Hälfte aller Eier, die von Tb-infizierten Hühnern gelegt wurden, enthalten gesundheitsschädliche Erreger. Erst durch acht Minuten langes Kochen können diese Bakterien abgetötet werden. In einem wachsweichen Ei, das wir so gern zum Frühstück essen, können also noch ansteckungsfähige tb-Keime sein: Tuberkulose gegrillt, gebraten oder wachsweich gekocht! Dies ist, auf die kürzeste Form gebracht, das Ergebnis einer ganzen Reihe von Untersuchungen, die zur Zeit in den Tierhygienischen Instituten in- und ausländischer Universitäten angestellt werden. Das wissenschaftliche Material für unsere Reportage lieferten unter anderen: der Direktor des Tierhygienischen Instituts der Universität Freiburg, Professor Dr. Dr. Trautwein, sein Mitarbeiter Dr. Nassal und die Veterinärverwaltung im Innenministerium des Landes Baden-Württemberg.

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 32)

Der Wissenschaftler Dr. Nassal vom Tierhygienischen Institut der Universität Freiburg im Breisgau hat durch umfangreiche Untersuchungen festgestellt, daß zwischen der Tuberkulose der Tiere und der der Menschen viel innigere Bindungen bestehen, als bisher angenommen wurde. Er hat nachgewiesen, daß neben infizierten Rindern und offen tuberkulösen Menschen vor allem tb-infizierte Hühner an der Wiederverseuchung tb-freier Rinderbestände beteiligt sind. Andererseits sind diese kranken Hühner und ebenso ihre Eier, die wir essen, eine nicht zu übersehende unmittelbare Gefahr für den Menschen. Wir wissen nicht, was wir essen! Bleibt das so?

Das Vorurteil

Max Frischs neues Stück „Andorra“ in Frankfurt, München und Düsseldorf soeben erstaufgeführt

In Andorra lebte ein junger Mann, den man für einen Juden hielt, und in dem man bald alle Eigenschaften zu erkennen glaubte, die gemeinhin dem Juden zugeschrieben werden. Man zweifelte an seinem Gemüt. Man entdeckte sein Verhältnis zum Geld. Man sagte, daß er Vaterländer habe, die er wähle und kaufe, aber denen er nicht zugeboren sei. Es mangele ihm an Takt, denn er biedere sicb an, um so sein zu können wie die anderen. Und die Andorraner machten das alles ihm so lange klar, bis er selber alle die negativen Eigenschaften an sich bemerkte. Schließlich trug er sein Anderssein sogar mit einer Art von Trotz, von Stolz und lauernder Feindschaft. Die meisten Andorraner taten ihm nichts, aber sie taten auch nichts, als sie ihn holten zu einem grausamen Tod. Man redete lange davon. Man wollte nicht wahrhahen, daß sich erwiesen hatte, daß der Tote gar kein Jude war, sondern ein unebeliches Kind, zu dem sich der Vater zu spät bekannte. Die Mutter war eine Ausländerin.

(Unsere Bilder stammen von der Frankfurter Aufführung unter der Regie von Harry Buckwitz mit Ernst Jacobi in der Hauptrolle und Rosemarie Gerstenberg, Marianne Lochert, Hans Richter, Clare Kaiser, Hans Caninenberg und A. Michael Rueffer. Buchausgabe erschien im Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main. Fotos: Jack Hochscheid.)

Die erste Begegnung zwischen Mutter und Sohn. Später wird die Senora aus dem anderen Land ihrem früheren Geliebten vorwerfen: Du hast mich gehaßt, weil ich feige war, als das Kind kam. Weil ich Angst hatte vor meinen Leuten. Als du an die Grenze kamst, sagtest du, es sei ein Judenkind, das du gerettet hast vor uns. Weil auch du feige warst, als du wieder nach Hause kamst. Weil auch du Angst hattest vor deinen Leuten. Sie sind hier nicht viel anders als wir.

Die Liebenden im Gespräch: Ich weiß nicht, wieso ich anders bln als alle. Das ist kein Aberglaube, o nein, das gibt's, Menschen, die verflucht sind, und man kann machen mit ihnen, was man will, ihr Blick genügt, plötzlich bist du so, wie sie sagen. Das ist das Böse. Alle haben es in sich, keiner will es haben, und wo soll das hin? Es ist in der Luft, aber da bleibt's nicht lange, es muß in einen Menschen hinein, damit sie's eines Tages packen und töten können ...

Der Pater und Andri in der Sakristei: Du machst es einem wirklich nicht leicht. Kannst du nichts anderes mehr denken in deinem Kopf? Ich habe dir gesagt, Andri, als Christ, daß ich dich liebe — aber eine Unart, das muß ich leider schon sagen, habt ihr alle: Was immer euch widerfährt in diesem Leben, bezieht ihr nur darauf, daß ihr Jud seid. Ihr macht es einem nicht leicht mit eurer Überempfindlichkeit. Kein Mensch kann aus seiner Haut heraus, kein Jud und kein Christ.

Andorra wird von der benachbarten Diktatur besetzt. Dieses Andorra des Dichters hat nichts mit dem in Wirklichkeit existierenden Land zu tun. Der Dichter schuf ein Modell für ein Geschehen, das sich hier und überall ereignen kann. Kaum sind die fremden Soldaten im Land, werden die Juden durch einen Judenschauer, der nur durch einen Blick auf die Füße die Juden zu erkennen glaubt, herausgesucht und dann abtransportiert.

Andri bittet seinen angeblichen Pflegevater um die Hand von dessen Tochter Barblin. Was soll der Vater nun tun, nachdem er der einzige ist, der weiß, daß er auch der Vater von Andri ist? Und Andri reagiert, wie nicht anders zu erwarten, auf die Absage: Nur weil ich ein Jud bin, willst du sie mir nicht geben. — Der Vater weiß im voraus, was die Andorraner denken werden: Auch einem Judenretter ist das eigene Kind zu schad für den Jud! Aber eines Tages, wenn er die Wahrheit hinausschreit, wird keiner ihm glauben.

So reden sie nach Jahr und Tag vor der Zeugenschranke:

Natürlich habe ich geglaubt, was alle geglaubt haben damals. Ich bin nicht schuld, daß es dann so gekommen ist.
Ich habe nur meine Pflicht getan. Order ist Order. Wo kämen wir hin, wenn Befehle nicht ausführt werden.
Als sie ihn holten, tat er mir leid. Was die Soldaten gemacht haben mit ihm, weiß ich nicht. Einmal muß man auch vergessen können, finde ich.
Was hat unsereiner denn eigentlich getan? Es war, vergessen wir nicht, eine aufgeregte Zeit. Ich bin nicht schuld, daß es dazu gekommen ist!

US-Atomkreuzer in Bremerhaven

Ohne

Sylvester Wöhler und Jack Hochscheid berichten von dem ersten atomgetriebenen Überwasser-Kriegsschiff der Welt: Die „Long Beach" fährt mit einer Ladung ihres Kernreaktors 140 000 Seemeilen und besitzt als Waffen nur noch weit-

Bremen lief Hamburg den Rang ab, denn der konventionelle britische Flugzeugträger „Essex" an der Landungsbrücke vor St. Pauli konnte sich mit der Sensation des geheimnisvollen ersten Atomkreuzers der Welt in Bremerhaven nicht messen. Alles an diesem neuen amerikanischen Schiff ist ungewöhnlich, angefangen von dem riesigen kastenförmigen Radar-Aufbau mittschiffs bis zu der ausschließlichen Bewaffnung mit Raketen-Batterien. Der sorgfältig ausgewählten Elitemannschaft war beim Landgang-Tänzchen trotz aller Freundschaft und Herzlichkeit kein Sterbenswörtchen über die geheimnisvollen technischen Eingeweide ihres „Pottes" zu entreißen.

Kanone

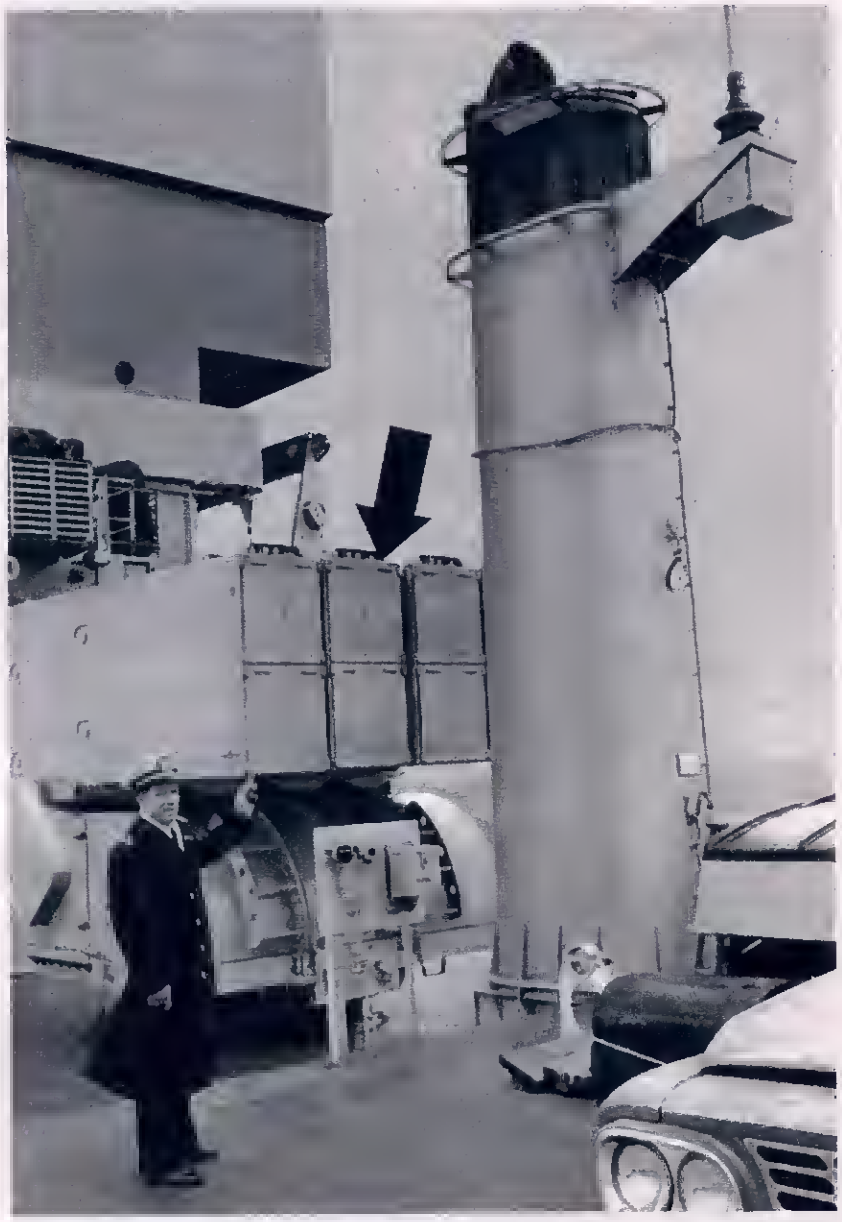
reichende radargesteuerte Raketen. Ein Heer von deutschen Froschmännern und Abwehrspeziallsten sicherte den Liegeplatz. Aber der Besuch des geheimnisvollen Kreuzers verlief ohne Zwischenfall.

Alarm! Aber nur zur Probe, denn die Froschmänner der Bundesmarine konnten am mächtigen Rumpf der „Long Beach" unter Wasser keine Haftladung entdecken oder gar im trüben Hafenwasser fremde Taucherspione vom Format eines Commanders Crabb sichten. An Land gaben ein Polizeigürtel mit Funksprechverbindung und nächtliches Scheinwerferlicht feindlichen Agenten kaum Chancen.

„Ledernacken", die knallharten Burschen der amerikanischen Marine-Infanterie, sind eine im Nahkampf gefürchtete Elite-Landungstruppe. Ein Parade-Kommando war beim Einlaufen in Traditionsuniform an Deck angetreten, um vor hohen amerikanischen und deutschen Besuchern unter den Ehrensalven aus einer drolligen kleinen Böllerkanone zu präsentieren.

Verboten! An dieser Tür scheiterte jede journalistische Neugier, denn sie ist einer der wenigen Eingänge zu den Reaktorräumen, die auch Besatzungsmitglieder nur mit besonderer Erlaubnis und mit einer an die Brust gehefteten Filmkassette zur Strahlungskontrolle betreten dürfen. „Aber ich wüßte wirklich nicht, wie dieses Ding jemals explodieren sollte", sagte unser Führer Leutnant Baglioni.

Atomgebohrt und atomgekocht wird beim Bordzahnarzt und in der blitzsauberen Kombüse der „Long Beach“ mit größter Selbstverständlichkeit. Der Reaktor liefert Strom und Hitze für alle Zwecke des täglichen Lebens. Auch die unentbehrliche Eiskrem, ohne die ein US-Sailor mehr leidet als unter dem strengen Alkoholverbot an Bord, wird mit Hilfe von Atomkraft hergestellt.



Tradition und Supermoderne finden sich auf dem Atomkreuzer dicht nebeneinander. Der Wachoffizier an Deck schaut wie einst Admiral Nelson, den Säbel umgegürtet, mit dem Fernrohr nach eintreffenden Ehrengästen aus. Das Schiff dagegen besitzt keinen Schornstein mehr. Der kleine Rauchabzug, auf den der Leutnant im linken Bild mit seiner Zigarette weist, dient nur „zum Verbrennen der Kippen“, denn aller Abfall wird an Bord mit Atomkraft hygienisch zu Asche verwandelt. In der Mitte des Bildes (Pfeil) steht eine geheimnisvoll verkapselte Raketenbatterie zur U-Boot-Bekämpfung, die den Gegner schon auf sechs Seemeilen vernichtet.

„Ich hätte den Schurken erschossen“

sagte Admiral von Horthy erregt nach einem Gespräch mit Hitler

Der ungarische Reichsverweser, Admiral von Horthy, mit seiner Gemahlin beim Frühstück auf dem Familiengut Kenderes, rechts der Flügeladjutant Oberstleutnant Miklos von Koos.

Die rote Peitsche

Unser großer politischer Tatsachenbericht von Rudolf Schwarz

Copyright by Frankfurter Illustrierte

Langsam rollt der Sonderzug mit dem Salonwagen seiner Durchlaucht des königlich ungarischen Reichsverwesers, des Admirals Miklós Horthy von Nagybánya, auf dem Bahnhof für Ehrengäste in der Nähe des Schlosses Klessheim unweit von Salzburg ein. Gestern abend, am Freitag, dem 17. März 1944, hat er zusammen mit dem Außenminister von Ghyczy, dem Honvedminister Csatay und dem Generalstabschef Szombatheliy Budapest verlassen. Hitler hat ihn zu einer dringenden Besprechung auf Schloß Klessheim eingeladen.

Er hat ein ungutes Gefühl, der alte Herr in der blauen Marineuniform. Der blaßgesichtige General Ujszászy, Chef des ungarischen Geheimdienstes, hat ihm vor ein paar Wochen bereits gemeldet, daß die Deutschen im Burgenland Truppen zusammenziehen.

In den letzten Tagen sind auch von anderer Seite Warnungen an ihn herangetragen worden. Der ungarische Generalkonsul in Wien hat gemeldet: „Fünf deutsche Divisionen an der ungarischen Grenze aufmaschiert.“ Der slowakische Staatschef Tiso hat einem ungarischen Diplomaten vertraulich mitgeteilt, daß die Deutschen die Besetzung Ungarns vorbereiten[1]).

Der Protest des deutschen Gesandten von Jagow gegen die Verdächtigungen, daß die Truppenansammlungen im Burgenland zur Okkupation Ungarns bereitgestellt wären, hat die Befürchtungen des Reichsverwesers nur bestärkt[2]).

Hitler plant einen Schlag gegen Ungarn!

Zögernd greift der Reichsverweser nach seinem Revolver, den er in einem Schreibfach verwahrt. Soll er ihn mitnehmen? Noch einmal legt er ihn zurück. Die Bremsen des Zuges knirschen. Oder soll er ihn doch einstecken? Durch die Vorhänge sieht er Hitler, Ribbentrop und Keitel auf dem Bahnsteig stehen. Entschlossen schiebt er die Waffe von sich[3]).

Der Empfang ist höflich, aber frostig. Unmittelbar nach der Ankunft auf Schloß Klessheim, einem früheren Besitz des Erzherzogs Ludwig Viktor, dem Bruder des österreichischen Kaisers Franz Josef, beginnen die Besprechungen.

Hitler hat den Dolmetscher Schmidt, der Horthy bereits von der ungarischen Grenze ab begleitete, hinzugezogen.

„Wozu?“, fragt der Admiral mißtrauisch. „Ich spreche beinahe besser deutsch als ungarisch.“

Verlegen erwidert Hitler:

„Er soll nur ein paar Notizen machen.“

Der Reichsverweser schüttelt energisch den Kopf:

„Wenn die Unterredung nicht unter vier Augen stattfindet, Exzellenz, dann bestehe ich darauf, daß ich auch meine eigenen Ratgeber hinzuziehen kann[4]).“

Ärgerlich gibt Hitler nach. Auf einen Wink hin erhebt sich der Dolmetscher und verläßt den Raum. Horthy erwartet nun, daß er auf seinen Brief, in dem er die Frage der Zurückbeförderung der ungarischen Truppen zur Verteidigung der eigenen Grenzen angeschnitten, eine Antwort erhält. Hitler jedoch spricht mit leichter Verlegenheit vom Verrat des italienischen Bundesgenossen und leitet dann das Thema auf Ungarn über.

„Ich weiß, daß sich auch Ungarn mit dem Gedanken einer Umorientierung trägt“, erklärt er, ohne dabei seinen Gesprächspartner anzublicken, „das zwingt mich, meine Dispositionen zu treffen, um nicht zum zweiten Male überrascht zu werden[5]).“

Das Wort „Verrat“ treibt dem 75jährigen k. u. k. Admiral die Schamröte ins Gesicht.

„Ungarn hat in den tausend Jahren seiner Geschichte nie Verrat an einem Verbündeten geübt“, gibt der Reichsverweser erregt zur Antwort. „Sollten die Verhältnisse mich eines Tages zwingen, zur Rettung unserer Existenz den Feind um Waffenstillstand zu bitten, so versichere ich Ihnen, daß ich diese Absicht der deutschen Reichsregierung offen und ehrlich zur Kenntnis bringen werde. Wir werden jedenfalls nicht als erste die Waffen gegen die deutschen Kameraden erheben[6]).“

Überlistet

Hitler bleibt jedoch hartnäckig bei seiner Behauptung, Beweise für den Verrat Ungarns in der Hand zu haben. Er spielt auf die Kontakte ungarischer Gesandtschaften im Ausland an, die Fühlungnahme mit alliierten Vertretern gesucht hätten. Er klagt den ungarischen Ministerpräsident von Kállay an, mit dem Feind Verhandlungen geführt zu haben. Über zwei Stunden dauert die Unterredung, die immer lauter und leidenschaftlicher geführt wird. Schließlich erklärt Hitler mit befehlsgewohnter, sonorer Stimme:

„... und darum habe ich beschlossen, Ungarn militärisch zu besetzen[7]).“

Der Reichsverweser erhebt sich trotz seines Alters mit jugendlichem Schwung aus dem Sessel. Zitternd vor Wut ruft er Hitler zu:

„Wenn doch schon alles beschlossen ist, hat es ja keinen Zweck, daß wir noch weiter reden. Ich reise ab![8])“

Immer noch wütend vor sich hinmurmelnd verläßt er das Zimmer. Mit vor Zorn gerötetem Gesicht eilt er der großen Freitreppe zu, die zu den Gasträumen im oberen Stockwerk führt. Hitler rennt hinter Horthy her und versucht, ihn einzuholen. In diesem Augenblick schaltet sich der baumlange Protokollchef, Freiherr von Dornberg, ein. Er verwickelt den Reichsverweser in ein Gespräch und gibt Hitler somit Gelegenheit, seinen Gast, wie es das Protokoll vorsieht, in dessen Räume zu geleiten. Gleich darauf stürzt Hitler die Treppe wieder herunter[9]).

„Hätte ich meinen Revolver mitgenommen“, erklärt der alte Herr grimmig, „ich hätte den Schurken totgeschossen. Und ich werde es mein ganzes Leben bereuen, es nicht getan zu haben[10]).“

In der Umgebung Hitlers herrscht große Aufregung. Unter allen Umständen soll verhindert werden, daß der Reichsverweser gerade in einem Augenblick abreist, in dem das „Unternehmen Margarete“ beginnt, der Tarnname, unter dem die Vorbereitungen zur Besetzung Ungarns getroffen worden sind.

„Der Salonwagen ist heißgelaufen, Durchlaucht! Die Abreise wird sich daher etwas verzögern[11]).“

Inzwischen sind die deutschen Herren auf einen guten Gedanken gekommen. Plötzlich heult eine Sirene auf. Fliegeralarm. Künstliche Nebelschwaden ziehen um das Schloß. Unter diesen Umständen können die Ungarn das Schloß nicht verlassen. Hitler läßt zu einem Essen bitten.

Ribbentrop gibt dem Dolmetscher Schmidt Anweisung: „Wenn Horthy nicht nachgibt, begleiten Sie ihn nicht wieder zur Grenze zurück. Dann gibt es keinen Ehrendienst mehr, sondern er reist als Gefangener unter Bewachung[12]).“

Widerstrebend, auf Rat seiner Umgebung, nimmt der Admiral an. Bei Tisch herrscht eine eisige Atmosphäre, es wird kaum ein Wort gesprochen.

Gestapo in Aktion

Am Nachmittag ergibt sich der Reichsverweser in sein Schicksal, in der Hoffnung auf Hitlers Versprechen, daß die deutschen Truppen sofort zurückgezogen würden, sobald eine für

„Ich hätte den Schurken erschossen"

Hitler annehmbare Regierung gebildet sei. Er läßt auch den Gedanken an eine Abdankung fallen, um nicht den nationalsozialistischen Pfeilkreuzlern des früheren Generalstabsmajors Szálasi den Weg zur Macht freizugeben.

Vor der Abreise legt Reichsaußenminister von Ribbentrop dem Reichsverweser das Kommuniqué über den Besuch vor. Der Admiral blickt den verlegen werdenden Außenminister scharf an.

„Davon kann doch wohl keine Rede sein, daß der Einmarsch deutscher Truppen in Ungarn auf Grund gegenseitiger Verständigung erfolgt ist!"

Ribbentrop zuckt die Schultern.

„Man muß doch manchmal im Leben Notlügen gebrauchen, und mit diesem Kommuniqué erscheint die Besetzung weniger feindlich[13])."

Der Reichsverweser hebt abwehrend die Hand.

„Ich protestiere gegen diese Lüge."

Mürrisch verspricht Ribbentrop, diese Formulierung auszulassen.

Gegen 19 Uhr meldet der Protokollchef, Freiherr von Dornberg, daß der Sonderzug in einer Stunde abfahrtbereit sei. Hitler hat inzwischen die Nachricht erhalten, daß die Besetzung Ungarns ohne Widerstand vollzogen worden ist. Nun kann die ungarische Delegation abreisen, jede Gegenmaßnahme des Reichsverwesers käme zu spät. In einen angehängten Wagen steigt auch der neue Gesandte und Reichsbevollmächtigte Dr. Edmund Veesenmayer zu.

Als der Reichsverweser in Budapest eintrifft, erfährt er vom Ministerpräsidenten von Kállay, was sich inzwischen in der Hauptstadt abgespielt hat.

Die Gestapo, die den deutschen Truppen auf dem Fuß gefolgt ist, hat dreizehn Parlamentsabgeordnete und neun Mitglieder des Oberhauses verhaftet. Auch der Innenminister Franz Keresztes-Fischer wird festgenommen.

Ministerpräsident von Kállay kann sich kurz darauf nur der Verhaftung entziehen, indem er von seinem Amtssitz, dem früheren Palais Metternich, auf der Burg durch die alten unterirdischen Gänge flüchtet und vom türkischen Gesandten in die türkische Gesandtschaft gebracht wird.

Unter Feldmarschalleutnant Döme Sztojay, dem bisherigen Gesandten in Berlin, zuvor langjähriger Militärattaché in der Reichshauptstadt, wird am 23. März 1944 eine neue Regierung gebildet, die die Billigung Hitlers findet. Sztojay, ein Mann in den sechziger Jahren, von einem schweren inneren Leiden gequält, beugt sich den deutschen Wünschen.

„Canaris" der Ungarn

Der Reichsverweser zieht sich völlig zurück; nur zweimal verläßt er in den nächsten Monaten die Burg. Oft sitzt er stundenlang am Fenster, blickt auf die pastellfarbenen Berge von Buda. Tränen stehen in den Augen des alten Herrn. „Die Deutschen haben mich betrogen", sagt er verbittert[14]).

Die Deutschen denken allerdings auch nicht daran, Ungarn zu räumen, nachdem eine deutschfreundliche Regierung gebildet worden ist. SS-Verbände und die Gestapo lösen die Wehrmachtseinheiten ab.

Hinter den Kulissen der offiziellen deutschfreundlichen Politik werden freilich weiterhin die Fäden zu den Alliierten gesponnen. Einer der Treffpunkte der Konspiration ist der Salon der Filmschauspielerin und Chansonette Katalin Karady. Sie ist die Geliebte des General Ujszászy, des Chefs der Staatssicherheitszentrale. Aus amtlichen Geldern hat der „Canaris der Ungarn" ihr eine Luxuswohnung eingerichtet[15]).

Nach dem deutschen Einmarsch ist der General zwar in Haft genommen worden, auf Vorschlag des Gesandten Dr. Veesenmayer und Intervention von Ribbentrops den ungarischen Behörden überstellt worden. In einer Art Ehrenhaft wird der General in der Nador-Kaserne von tausend Gardejägern und acht Panzern eher vor einem neuen deutschen Zugriff beschützt als bewacht. Auf Schleichwegen verläßt er oft die Kaserne zu heimlichen Besprechungen, oder um ein paar Stunden bei seiner Freundin zu verbringen.

Konspiration im Salon

Der hoch in den Vierzigern stehende Mann mit dem schütteren, blonden Haar ist seiner schönen Geliebten hemmungslos verfallen.

„Warum heiraten wir nicht?" seufzt er und legt seinen Arm um ihre Taille. Sanft weist sie seine Zärtlichkeiten ab.

„Es ist doch sinnlos, Pistá", sagt sie gelangweilt und läßt sich in einen Polstersessel fallen. „Gib mir lieber eine Zigarette!"

Ujszászy spricht von anderen Dingen. Er, der als gefürchteter Kommunistenfresser gegolten hat, macht sich Sorgen über seine Zukunft. Die Russen rücken den Grenzen Ungarns näher. Die Kontakte mit den westlichen Alliierten sind nicht sehr vielversprechend; es wird Zeit, auch ein „kommunistisches Eisen" im Feuer zu haben.

Leichthin, als spreche er von belanglosen Wünschen, sagt er:

„Hast du eigentlich Verbindungen zu Rajk?"

Die Schauspielerin kraust ihre Stirn und schüttelt ihren schwarzen Lockenkopf.

„Zu Rajk, dem Kommunistenführer? Nein! Warum?"

„Nun, ich dachte nur", antwortet Ujszászy, verlegen lächelnd. „Es könnte vielleicht nützlich sein."

Die Geliebte überlegt.

„Ich könnte meine Freundin, die Acsay, anrufen. Bei ihr hält sich Imre Kovács versteckt. Du weißt ja, der Schriftsteller, der in der Friedens-Partei eine große Rolle spielt. Er könnte dich mit Rajk zusammenbringen."

Ujszászy reibt sich zufrieden die Hände.

„Eine ausgezeichnete Idee. Lade Kovács einfach zu einer deiner Gesellschaften ein. Wir könnten uns hier dann zwanglos unterhalten[16])."

Die Lawine der russischen Armeen rollt unterdessen unaufhaltsam auf Ungarn zu.

Am 23. August 1944 ergießt sich die rote Flut über Rumänien, als König Michael durch einen Staatsstreich Marschall Antonescu, den bisherigen Diktator des Landes, verhaften läßt und um Waffenstillstand bittet. Die Deutschen werden an allen Fronten, auch im Westen durch die alliierte Landung, so unter Druck gesetzt, daß sie ihre starke Position in Ungarn nicht mehr zu halten vermögen.

Horthy nimmt diese Gelegenheit wahr, um eine neue ihm ergebene Regierung unter dem Generaloberst en Geza Lakatos zu bilden. Das Außenministerium übernimmt General Gustav Hennyey, der aus dem ungarischen Geheimdienst kommt, in Paris dem ungarischen Militärattaché zugeteilt gewesen ist, später in Belgrad und Athen den Posten eines Militärattachés bekleidet hat.

In der Nacht vom 29. zum 30. 8. 1944 wird in der ersten Ministerratssitzung beschlossen, den Krieg unverändert weiterzuführen, um den Einbruch der Russen in Ungarn zu verhindern[17]).

Am Nachmittag des 7. September 1944 läßt der Reichsverweser den Außenminister zu sich bitten.

Der schlanke, mittelgroße Außenminister Hennyey betritt mit einer knappen Verbeugung das Arbeitszimmer des Landesherrn.

„Durchlaucht?"

Der Außenminister spürt, daß der Reichsverweser eine schlechte Nachricht erhalten haben muß.

„Ich erfahre soeben aus verläßlicher Quelle, daß fünf russische Panzerkorps im Aufmarsch in den Südostkarpathen sind. Das bedeutet für Ungarn eine große Gefahr, wenn sie erst am Rande der ungarischen Tiefebene stehen", erklärt der Regent[18]).

Er schlägt die Hände in einer hilflosen Geste zusammen. „Ich kann das nicht verantworten. Ich werde um Waffenstillstand ersuchen."

Der Außenminister ist nicht allzu überrascht über diesen Entschluß, aber er glaubt, daß eine solche schwerwiegende Entscheidung nicht ohne eine Diskussion im Kreis der verantwortlichen Männer getroffen werden sollte.

„Bitte, wollen Eure Durchlaucht dann den Kronrat einberufen."

Die Entscheidung

Erfahrene Staatsmänner und hervorragende Politiker sitzen kurze Zeit später am langen Konferenztisch in der Burg. Mit ruhiger Stimme trägt der Reichsverweser seinen Plan vor. Die weißhaarigen Köpfe nicken zustimmend.

Diese Repräsentanten des ungarischen Reiches wissen um die Tragödie ihres Landes, sind größtenteils schon seit längerer Zeit der Ansicht, daß es höchste Zeit für Ungarn ist, aus dem Krieg auszuscheiden, wenn man noch die Souveränität und Staatsform wahren will.

Die Rumänen, jetzt auf sowjetischer Seite kämpfend, haben den Ungarn den Krieg erklärt. Bulgarien ist aus dem Krieg ausgeschieden. Im Westen haben die alliierten Truppen Paris befreit. Die militärische Lage ist also nicht sehr günstig.

Der einflußreiche Graf Stephan Bethlen, der sich vor den Deutschen versteckt hält und auf Schleichwegen in die Burg gebracht worden ist, hat schon vor ein paar Tagen dem Außenminister Hennyey fast verzweifelt zugerufen:

„Sag mir, wann werdet ihr endlich einmal den Waffenstillstand schließen[19])."

Alle Mitglieder des großen Kronrates sind der Ansicht, daß der Krieg beendet werden soll. Ungarn ist am Ende seiner Kraft!

Der Reichsverweser hebt die Hand. Sein Gesicht ist sehr ernst, als er mit fester Stimme verkündet:

„Ich betrachte es mit meiner Ehre als Offizier unvereinbar, wenn wir nicht die Deutschen zuvor von dieser Entscheidung unterrichten."

Ultimatum

Honvedminister Csatay kommt auf den Gedanken, die deutsche Führung vor die Entscheidung zu stellen: entweder schickt Hitler innerhalb von 48 Stunden fünf Panzerdivisionen nach Ungarn, um den russischen Vormarsch aufzuhalten, oder Ungarn muß um Waffenstillstand nachsuchen[20]). Jeder der im Saal anwesenden Räte weiß, daß die Deutschen diese Forderung nie erfüllen können. Woher soll Hitler im fünften Kriegsjahr noch fünf Panzerdivisionen nehmen!

Ministerpräsident Lakatos bittet daraufhin den deutschen Gesandten Dr. Veesenmayer zu sich, Generalstabschef Vörös spricht mit dem deutschen Bevollmächtigten bei der ungarischen Regierung, General der Infanterie von Greiffenberg.

Der Gesandte und der General weisen auf die unabsehbaren Folgen eines solchen Schrittes hin, da vom militärischen als auch vom politischen Standpunkt praktisch nur die Russen als Waffenstillstandspartner in Frage kämen. General von Greiffenberg unterrichtet am nächsten Tag den ungarischen Generalstabschef, daß zwei Divisionen bereits im Anmarsch seien, drei weitere Divisionen würden in den nächsten Tagen nach Ungarn transportiert[21]).

*

Zwei Tage nach dem entscheidenden Entschluß, die Alliierten um einen Waffenstillstand zu ersuchen, empfängt der Reichsverweser den Oberbefehlshaber der im Raum Ungarn kämpfenden deutschen Heeresgruppe, den Generaloberst en Friessner.

Die stämmige, schwere Gestalt des Generals in der feldgrauen Uniform steht wie ein Fels in dem geräumigen Arbeitszimmer des Reichsverwesers, ein Fels, der sich nicht so leicht beiseite schieben läßt. Es sind zwei alte Soldaten, die sich hier gegenüberstehen: der verbindlich-liebenswürdige, weltgewandte Repräsentant einer feudalen Epoche und der korrekte, in strenger Pflichtauffassung erzogene deutsche Offizier alter Schule. Die beiden Männer scheinen sich gut zu verstehen.

Der General hat strategische Sorgen. Die Front springt im Osten zuweit vor. Hitler hat jedoch, wie immer in solch einem Fall, die Genehmigung versagt,

---

[1]) Macartney, C. A., „A history of Hungary", Teil II. Frederick A. Praeger, Inc., New York 1957, S. 230,

[2]) von Horthy, Nikolaus, „Ein Leben für Ungarn" o Athenäum-Verlag, Bonn 1953. S. 261

[3]) siehe [2]), S. 263

[4]) siehe [1]), S. 234 und [3]), S. 265

[5]) siehe [3]), S. 264

[6]) siehe [3]), S. 264 und siehe [1]), S. 234

[7]) siehe [1]), S. 235

[8]) siehe [2]), S. 264

[9]) Schmidt, Paul, „Statist auf diplomatischer Bühne" Athenäum Verlag, Frankfurt/M. 1961, S. 577

[10]) siehe [1]), S. 235

[11]) dem Autor von Außenminister Hennyey mitgeteilt siehe [4]), S. 266

[12]) siehe [9]) S. 578

[13]) siehe [2]), S. 264

[14]) siehe [1]), S. 270

[15]) Hagen, Walther, „Die geheime Front", Veritas Verlag, Stuttgart, S. 357

[16]) siehe Kovács, Imre, „Im Schatten der Sowjets", Thomas Verlag, Zürich 1948, S. 42/43 und Hagen[15])

[17]) Nach Gespräch des Autors mit Außenminister Hennyey

[18]) siehe [17])

[19]) siehe [17])

[20]) dem Autor von Außenminister Hennyey mitgeteilt

[21]) siehe [17])

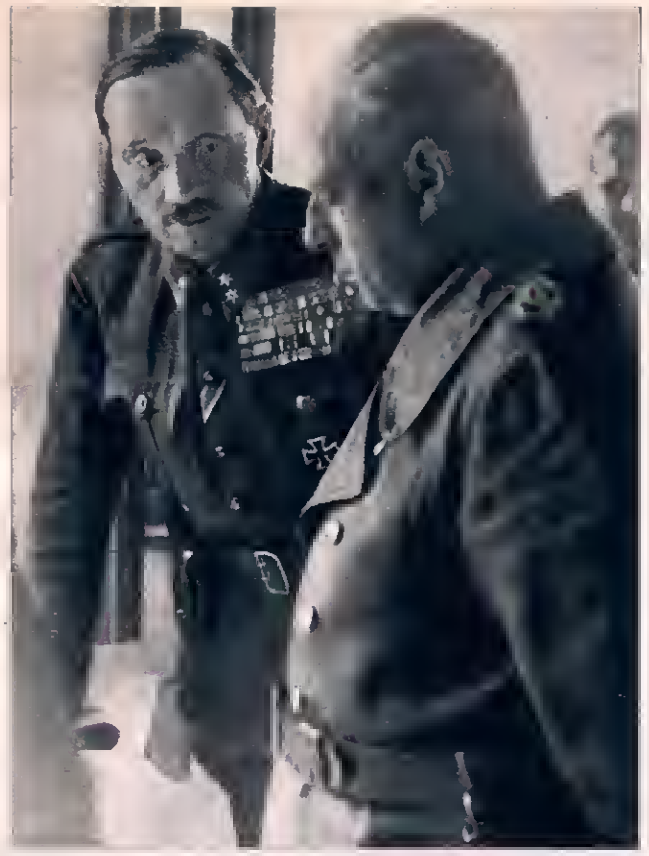
Reiner Tabak

Reiner Genuß

Die Güte dieser schwerelosen Cigarette beruht auf der ausschließlichen Verarbeitung naturleichter Tabake von der Wertklasse, die in dem berühmten Jahr der Tabakernte 1923 den Begriff des dreiundzwanziger Tabaks als Qualitätsbezeichnung für ein Blattgut von ungewöhnlichem Niveau prägte. Dieser strenge Maßstab garantiert eine naturreine Mischung von höchstem Reingeschmack.

VON HÖCHSTER
REINHEIT

„Ich hätte den Schurken erschossen“



Die Lage ist ernst. Generaloberst Friessner im Hauptquartier der 1. ungarischen Armee. General Laszlo, links, unterrichtet den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd über die Frontlage.

Hilfsbereit unterstützt die ungarische Zivilbevölkerung die deutschen Soldaten. Sie weiß, welches Schicksal sie erwartet, wenn die Rotarmisten das Land überschwemmen. Und darum gab es nie Partisanen hinter der Front.

Stacheldraht um Budapest. An den Ausfallstraßen der ungarischen Hauptstadt werden Stacheldrahthindernisse errichtet. Denn Hitler hat den Befehl gegeben, daß Budapest gehalten werden soll. Über das Drama der furchtbaren Kämpfe werden wir in einer der nächsten Fortsetzungen berichten.

die Front zu begradigen. Nun versucht der General, das Einverständnis des Reichsverwesers zu erhalten, um mit der ungarischen Blankovollmacht Hitler doch noch umstimmen zu können.

„Eine Umfassung der Heeresgruppe und die Bedrohung ganz Ungarns würde damit verhindert“, erklärt der deutsche Oberbefehlshaber[1]). Admiral von Horthy nickt nachdenklich.

„Davon bin ich überzeugt, Herr Generaloberst“, sagt er im weichen österreichischen Dialekt. „Sie sind der verantwortliche Oberbefehlshaber in diesem Raum. Wenn Sie das für notwendig halten, kann ich ihnen meine Zustimmung geben[2]).“

Der Reichsverweser spricht jedoch den Wunsch aus, die Bevölkerung und die Dörfer nach Möglichkeit bei dieser Operation zu schonen. Während des Gesprächs kann der deutsche General sich die Bemerkung nicht versagen, er sei verwundert, in einem Lande mit so guten und reichem Menschenbestand an wehrfähigen Männern keine qualifizierte Armee anzutreffen, die imstande sei, wenigstens die Grenzen des eigenen Landes zu schützen[3]).

Nur die buschigen Augenbrauen, die sich leicht anheben, verraten den Unwillen über diese Frage. Denn Teile der ungarischen Truppen stehen gar nicht in Ungarn, sondern kämpfen bei Warschau. Auch sind in den früheren Jahren die von Generalfeldmarschall Keitel versprochenen schweren Waffen und Panzer für die ungarische Armee niemals geliefert worden[4]), so daß der ungarische Soldat oft unter weitaus ungünstigeren Umständen gegen die sowjetischen Panzerrudel hat kämpfen müssen.

Doch der Diplomat von Horthy spricht nicht davon, er gibt andere Gründe an:

„Sehen Sie das ist die Folge einer falschen Politik in der jüngsten Vergangenheit. Seit dem Vertrag von Trianon ist das Soldatentum in unserem Lande so gut wie ausgelöscht; und die Ungarn waren wirklich sehr gute Soldaten. Dem ungarischen Volk, das früher sehr viel für seine Armee übrig hatte, fehlt seitdem das notwendige Interesse an militärischen Dingen[5]).“

Die Drohung

Mit der Vollmacht des Admirals in der Tasche fliegt Generaloberst Friessner am nächsten Tag nach Ostpreußen ins Führerhauptquartier. Überrascht hört er, daß der ungarische Generalstabschef Vörös ins Führerhauptquartier „bestellt“ sei[6]). Die Ungarn dagegen vertreten die Auffassung, daß General Vörös zu Hitler geschickt worden ist, um Einzelheiten über die versprochene Hilfeleistung zu erfahren[7]).

Der gewandte, hochintelligente General, einer der jüngsten in der Hierarchie des Generalstabs, erfreut sich eines hohen Ansehens beim deutschen Generalstab. Er gilt als außerordentlich deutschfreundlich, und man sagt ihm gute Kontakte zum deutschen Gesandten Dr. Veesenmeyer nach[8]).

Aufmerksam, den Kopf ein wenig eingezogen, hört er in der Nacht vom 12. zum 13. September dem Vortrag Hitlers zu, um ihn herum sitzen Reichsführer-SS Himmler, der General von Greiffenberg, der Generaloberst Friessner und die hohen Offiziere des Führerhauptquartiers.

Die heisere Stimme Hitlers gewinnt im Lauf der Rede an Festigkeit. Als das Stichwort Ungarn fällt, blickt er den Generalstabschef mit stechenden Augen an.

„Rumänien und Bulgarien haben in letzter Stunde die Fahne verlassen. Tag für Tag werden sie von den Bolschewisten überschwemmt, die mit der alten Rücksichtslosigkeit in diesen Ländern vorgehen und sie versklaven. Genauso wird es Ungarn ergehen, wenn es nicht an der Seite Deutschlands weiterkämpft[9]).“

Die braunen Augen des Generals erwidern furchtlos den Blick, und nicht einmal die Haarspitzen des kleinen Schnurrbartes zucken verräterisch. Der Ungar hat sich in der Gewalt, und im Tonfall echter Bewunderung äußert er später zum Generalobersten Friessner:

„Ihr Stabschef ist doch ein Genie. Sicher hat er den letzten Trumpf noch in der Tasche[10]).“

Der letzte Versuch

Eine Zusicherung Hitlers über eine größere Hilfeleistung für Ungarn bringt General Vörös nicht aus dem Führerhauptquartier mit, und dieses negative Ergebnis ist letzthin der Anstoß für Admiral von Horthy, den Waffenstillstand mit den Alliierten auszuhandeln. Verzweifelt suchen die Ungarn jedoch mit den westlichen Alliierten die Verhandlungen zu führen, denn die Schreckensherrschaft des bolschewistischen Regimes kennen sie noch aus der Zeit der Rätediktatur des Bela Khuns im März 1919. Einen letzten Versuch unternehmen die Ungarn Ende September.

Am Abend des 20. September empfängt der Reichsverweser unter größten Vorsichtsmaßnahmen den General Náday und den englischen Obersten Howie in seinem Arbeitszimmer.

Oberst Howie ist aus deutscher Kriegsgefangenschaft entflohen. Der Flügeladjutant des Reichsverwesers, Hauptmann Tost, der einen Geheimsender in der Burg bedient, hat den Obersten in seiner Wohnung versteckt gehalten[11]). In gedämpftem Ton wird die Unterhaltung geführt, werden noch einmal die Einzelheiten besprochen. Schließlich erhebt sich der Reichsverweser. Fast feierlich klingt seine ernste Stimme:

„Gott schütze Sie auf Ihrem schweren Weg!“

---

[1]) Friessner, Hans, Generaloberst a. D., „Verratene Schlachten“, Holsten Verlag, Hamburg, 1956, S. 116
[2]) siehe [1]) und nach Gespräch des Autors mit Generaloberst Friessner
[3]) siehe [1])
[4]) von Horthy, Nikolaus, „Ein Leben für Ungarn“, Athenäum-Verlag, Bonn, 1953, S. 240
[5]) siehe [1]), S. 116/117
[6]) siehe [1]), S. 118
[7]) siehe [3]), S. 278
[8]) nach Gespräch des Autors mit Außenminister Hennyey
[9]) siehe [1]), S. 121
[10]) siehe [1]), S. 122
[11]) siehe [3]), S. 279

Im nächsten Heft:

Bei Nacht und Nebel entführt – Die Agenten waren falsch – Die Deutschen verschleppen Horthys Sohn – Kampf um Budapest

...weil jedes Haar anders ist!

SCHWARZKOPF SPEZIAL SHAMPOOS
geben Ihrem Haar, was gerade *Ihr* Haar braucht

Ihr Hear hat Vorzüge, die Sie pflegen, und kleine Schwächen, die Sie beseitigen wollen. Wozu Ihr Haar euch immer neigt - ob Schuppen Sie stören, ob es leicht zu fettig wird oder zu trocken - jetzt gibt es auch für Ihr Heer dae pessende Schwarzkopf SPEZIAL-Shampoo. Bei regelmäßiger Pflege mit „Ihrem" Shempoo können Sie Ihrem Heer nun des geben, wes Ihr Haar braucht. Die Schwerzkopf-Haerforscher haben die Ideele Kombination für jedes Heer geecheffen: milde Substenz - spezielle Waschvorteile - netürliche Wirkstoffe. Jetzt können Sie Ihr Haar öfter waschen, denn jede Heerwäsche mit „Ihrem" SPEZIAL-Shempoo wirkt wohltuend durch seine Milde und erweckt die speziellen Vorzüge Ihree Haaree zu neuer jugendlicher Schönheit.

Plastik-Tuben zu DM 0.40, 1.25, 1.85

In Ihrem Fachgeschäft
werden Sie richtig beraten!

2-50

Fettiges Haar?
Schuld an strähnigem Haar ist die Überproduktion der Talgdrüaen. Daa neua Shampoo gegen fattiges Haar enthält milde Kräutar-Extrakte und bewahrt das Hear vor raschem Nechfetten: Schwarzkopf SPEZIAL - Shampoo **F**

Schuppen?
Das naua SPEZIAL-Shampoo mit dem hochaktiven Antiachuppen-FaktorThiohorn sorgt dafür, daß dia Kopfhaut beaser durchblutat wird; es wirkt gegan Schuppan und Kopfjucken: Schwarzkopf SPEZIAL - Shampoo **S**

Trockenes Haar?
Geschmeidigkait und schönan Glanz gawinnt das Haer durch natürlicha Fattstoffe. Daahalb entwickelte Schwarzkopf für trockenes und normalaa Haar ain Shampoo mit aktiviertam Lanolin: Schwerzkopf SPEZIAL - Shampoo **T**

SCHWARZKOPF SPEZIAL SHAMPOOS

...weil jedes Haar anders ist!

SCHWARZKOPF · HAARPFLEGE

DENICOTEA

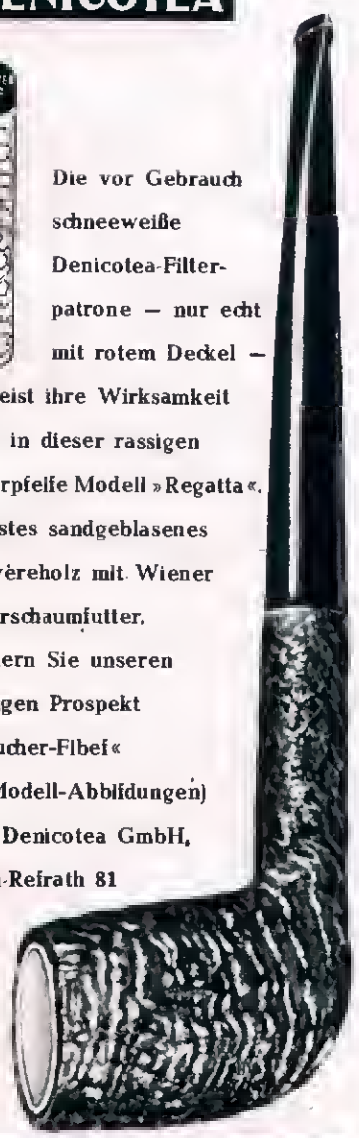
Weltweite Beliebtheit
bei Millionen von
Rauchern haben sich
Denicotea-Filterspitzen
und Pfeifen
erworben.
Eine Herrenspitze aus
edlem Material ist
das Modell »Elfenbeinbiß«.
Bestes Bruyèreholz,
aufschraubbares
Brennerteil
mit Metalleinsatz,
echtes Elfenbein-
mundstück.

DENICOTEA

Eine schöne Spitze
für Zigarillofreunde:
Modell »Sattelmundstück«.
Aufsteckbarer,
kantig geschliffener
Bruyèrehofzbrenner
Bohrung ff mm

DENICOTEA

Die vor Gebrauch
schneeweiße
Denicotea-Filter-
patrone — nur echt
mit rotem Deckel —
beweist ihre Wirksamkeit
auch in dieser rassigen
Filterpfeife Modell »Regatta«.
Feinstes sandgeblasenes
Bruyèreholz mit Wiener
Meerschaumfutter.
Fordern Sie unseren
farbigen Prospekt
»Raucher-Fibel«
(55 Modell-Abbildungen)
von Denicotea GmbH,
Köln-Refrath 81



DENICOTEA

...und ihn habe ich geliebt!

Roman einer gefahrvollen Ehe von Joachim Lehnhoff

Dr. Niedermeier hatte Rosen mitgebracht. Goldgelbe Gloria Dei, wie ich sie nicht einmal in meinem Garten so schön hatte. „Für Ihre Tapferkeit", sagte er. Zeichnung Bierwisch

Copyright by F. P. A. Ferenczy KG, München

Es war eine Qual, wochenlang im Gefängnis zu sitzen. Unschuldig noch dazu. Natürlich war ich selber schuld daran; ich hab's auf mich genommen, um es meinem Mann zu ersparen. Er hat den Bauern totgefahren, nicht ich. Mich hat das Gericht zu sechs Monaten verurteilt, nicht ihn. Er ist frei und nutzt seine Freiheit auf seine Art ... Heute ist es passiert: Erst waren die alten Schmerzen im Leib wieder da, dann habe ich Blut verloren. Sie haben mich in die Klinik des Gefängnisses München-Stadelheim gefahren. Zur Visite kam der Mann herein, der mir schon einmal begegnet war: Dr. Ernst Niedermeier.

Er starrte mich ungläubig an. Registrierte die fleischig gewordenen Wangen, diesen blassen Strich Bitterkeit von einem Mund, den kränklichen gelbbraunen Teint, den stechenden Gefängnisblick und versuchte, das alles mit einem Bild in Einklang zu bringen, das seine Erinnerung bewahrte.

Aber dieser Ernst Niedermeier erkannte mich nicht!

„Die Landstraße!", stammelte ich drängend. „Rimsting, Breitbrunn. – Sie wollten ein Haus..."

„Ja, natürlich!" Er schlug sich an die Stirn. „Die Unbekannte vom Chiemsee."

Mit ausgestreckter Hand trat er an mein Bett: „Ich freue mich. Ich hatte schon nicht mehr damit gerechnet, Sie wiederzusehen."

Er hielt meine Hand fest.

Sah mich ernst an.

„In so einem Moment heißt es immer, daß man dem Schicksal dankbar sei. Verdammt egoistisch, wenn ich mir überlege, welchen Umweg das Ihre Sie hat nehmen lassen."

Ich hatte nicht geglaubt, daß er so reden könnte. Ich hatte ihn mir anders vorgestellt. Oberflächlicher. Ein charmanter Hallodri, nur eben mit Geist. Ein Mann, der gewohnt war, daß ihm die Frauen zu Füßen lagen. In diesem Augenblick verliebte ich mich in ihn.

„Auch Umwege", sagte ich, „kreuzen irgendwann einmal eine andere Straße."

Ich wußte nicht, ob das gut war. Flirt war für mich immer nur Spielerei gewesen. Und jetzt war ich völlig außer Übung. Der Satz kam mir so plump vor, daß ich ihn gern zurückgenommen hätte.

Aber Niedermeier lachte nicht. Lachte mich nicht aus.

„Diesmal laß ich Sie aber nicht wieder entwischen!"

Ich merkte, daß ich sein Lächeln erwiderte. Ich war selber überrascht.

„Wie Sie sehen, hab' ich sogar Gitter vor den Fenstern anbringen lassen."

Ich folgte tatsächlich seiner Hand.

Ich kannte die Gitter, hatte sie sofort bemerkt, als ich in das Zimmer gebracht wurde. Aber sie schienen mir plötzlich nicht mehr aus Eisen – nur ein Trick, mit dem mir Ernst Niedermeier zu verstehen geben wollte, wieviel ihm an mir lag.

Die Schauer auf meiner Haut waren einer angenehmen Wärme gewichen.

Ich sah, wie er sich von der Stationsschwester ein Blatt geben ließ, meine Krankengeschichte. Ich betrachtete sein Gesicht, während er las. Zu spät kam ich darauf, daß ich es hätte auf Veränderungen hin betrachten müssen. Ob er stutzte. Über irgendetwas stolperte.

SÖHNLEIN

Alte Stiche vom Rhein — BINGEN — W. Tombleson

Ein Sekt
von edler Herkunft

Ausgesuchte Weine,
meisterhafte Pflege
und sorgsame
Reifekontrolle
machen SÖHNLEIN
zu einem Sekt
von beschwingter
Eleganz!

SÖHNLEIN-Sekt
jetzt auch in Österreich

SÖHNLEIN RHEINGOLD KG · SEKTKELLEREI · WIESBADEN-SCHIERSTEIN

S 143/C

Wenn Ihre Hände schon am Morgen zittern ...

... und der Kaffee überschweppt, wenn Sie die Asche Ihrer Zigarette in der Zuckerdoee abstreifen und bei jedem Klingeln erschreckt zusammenfahren: Dann dürfen Sie sich getroet für nervös halten.

Viele Menschen leiden heute unter Nervoeität, andere klagen über Depressionen, dauernde Müdigkeit, Schwäche, mangelnde Konzentrationsfähigkeit, ein Ziehen hier, ein Stechen da.

Bereiten auch Sie sich auf künftige Belastungen vor: Bilden Sie Reserven!

*

Mit dem Kombinations-Tonikum EIDRAN haben Sie ein Stärkungs- und Aufbaumittel in der Hand dessen Wirkung auf den gesamten Organismus geradezu hervorragend ist. Sie müssen in der unerbittlichen Arbeitswelt unserer Zeit Ihren Mann stehen. Nehmen Sie darum täglich EIDRAN!

EIDRAN

Das biophysische Funktions-Tonikum

...und ihn habe ich geliebt

Zu spät, er gab das Blatt zurück. Alles, was ich gesehen hatte, war – Dr. Ernst Niedermeier war ein gutaussehender Mann.

Wieder sah er mich an.

„Wie fühlen Sie sich?"

Wie unpersönlich seine Stimme jetzt klang, ich war enttäuscht.

„Gut."

„Keine Schmerzen?"

„Jetzt nicbt, Nur während der Fahrt nach München."

Seine reservierte Haltung erschreckte mich.

„Hab' ich Krebs?"

„Aber! Wie kommen Sie denn darauf?"

Icb sah ihn nur an und preßte die Lippen zusammen.

Er war bestimmt anders, das war nicht nur eine Einbildung.

„Sie können's mir ruhig sagen."

„Ich bin kein Hellseher. Aber nach dem Befund hier haben Sie keinen."

Er ging nicht mehr anders mit mir um als mit jeder x-beliebigen Patientin.

Was ist das – Enttäuschung? Du siehst jemand, du magst ihn. Willst ihm blind vertrauen. Und plötzlich gerätst du ins Schwimmen. Wohin du fassen willst, ist Leere.

Ich kam mir vor wie ein Springer unter der Zirkuskuppel – die Hände, die mich fangen sollten, waren nicht da.

Wie dieser Springer fiel ich.

In Angst und Dunkelheit.

Als Dr. Niedermeier sagte, daß ich ihm meine Schmerzen schildern sollte, verstand ich ihn kaum. Mit matter, müder Stimme gab ich Antwort.

Er trat an mein Bett und forderte die Schwester auf, meine Decke zurückzuschlagen. Dann begann er, mich abzutasten.

Nach einer Zeit richtete er sich auf: „Wo fühlen Sie die Schmerzen am meisten?"

Ich zeigte ihm die Stelle.

„Bestimmt?"

„Ganz bestimmt!"

„Das wäre außergewöhnlicb gut beobachtet. Selbst für eine Arztfrau." Er lächelte knapp. „Na, wir werden's gleich feststellen. Anschließend an die Visite werde ich Sie untersuchen."

Er gab mir die Hand.

„Bis gleich, Frau Semmler."

*

Er wußte meinen Namen. Gut, das war weiter kein Kunststück, der stand ja obenan auf meiner Krankengeschichte. Aber er wußte auch, wer Frau Semmler war, und es hatte zweifellos etwas damit zu tun, daß er plötzlich so zurückhaltend geworden war. Kannten sich Kurt und Niedermeier vielleicht?

Meine Phantasie begann zu arbeiten. Bis ich mich zur Ordnung rief. Was sollte es für einen Sinn haben, zu rätseln, was in meiner Abwesenheit geschehen war? Die beiden konnten sich ebensogut durch den Beruf wie auch bei einer der Frenzelschen Parties kennengelernt haben. Wichtiger war im Augenblick, wie es um mich stand.

Ich rief mir in Erinnerung, was Dr. Niedermeier gesagt hatte. War er wirklich überzeugt von der Harmlosigkeit meiner Schmerzen? Oder hatte er nur den Optimismus gezeigt, den ein Arzt auch für den hoffnungslosen Fall noch übrig hat?

Ich kam zu keinem klaren Ergebnis.

Aber die Klammer der Angst ließ nach, ich konnte wieder richtig durchatmen. Wenn es einen Menschen gab, dessen Operationsmesser ich mich anvertrauen würde, dann war es Niedermeier.

Das hatte nichts mit den Gefühlen zu tun, die unsere Begegnung ansonsten in mir ausgelöst hatte. Viel stärker noch als beim erstenmal. Damals in seinem Wagen – als ich vergaß, daß noch jemand auf dem Rücksitz saß, dieser mickrige Immobilienmakler mit seiner Angst, daß ich ihm das Geschäft verderben könnte. Komiscb, ich hatte den Namen vergessen.

Aber etwas anderes kam mir wieder deutlich zu Bewußtsein: Wie ich mir Gedanken gemacht hatte, ob es nicht ein Fehler sei, wenn eine Frau den ersten Mann in ihrem Leben heiratet.

Natürlich war es einer.

Zum Beispiel – für Kurt war ich einfach zu jung gewesen. Mit einiger Erfahrung, ein, zwei Enttäuschungen und der danach dicker gewordenen Haut hätte ich mich nicht so leicht unterjochen lassen. Da hätte es kein „Kindchen" als Anrede gegeben. Und bestimmt nicht die Zumutung, für ihn ins Gefängnis zu gehen.

Die Wahrheit war: Mit einiger Erfahrung hätte ich Kurt Semmler überhaupt nicht genommen. Gefühlsarm wie er war, launenhaft und zynisch. Nur das verliebte, ahnungslose, die Macht eines hübschen Körpers weit überschätzende junge Ding, das icb damals war, konnte sich einbilden, aus Holz Funken zu schlagen.

Jeder andere würde besser zu mir gepaßt haben.

Aber wer? Frenzel? Foik? Niedermeier?

Ich machte die Augen zu. Aus den geheimen Winkeln meines Herzens kroch ein Lächeln und breitete sich über mein Gesicht. Niedermeier hätte ich genommen.

Ich richtete mich auf und sah mich um. Zu gern hätte ich jetzt einen Spiegel gehabt. Um festzustellen: Wie sieht man aus, wenn man sich mit fünfunddreißig noch verliebt?

Schließen an der Tür brachte mich in die Wirklichkeit zurück. Ich wurde zur Untersuchung geholt. Sie ergab einen Polyp. Er sollte am anderen Morgen entfernt werden.

Gleicb nach dem Wecken bekam ich meine Spritzen. Dann kamen sie mit dem Wagen.

Die Stationsschwester strich mir über den Kopf: „Sie brauchen keine Angst zu haben, Dr. Niedermeier versteht sein Fach."

Ich war dankbar für den Beweis von Anteilnahme. Wenn man sie nicht gewohnt ist, genügt schon ein Wort.

„Ich dachte immer, er praktiziert in Schwaning?"

„Stimmt. Hier arbeitet er nur nebenbei."

Wir kamen an weißen, glatten Türen vorbei, Türen wie in jedem Krankenhaus. Nur, daß die hier ein dickes Schloß hatten und ein Rähmchen mit den Namen der Frauen, die dabinter lagen.

Plötzlich las ich den Namen Blutschnigg.

Ich faßte nach der Schwester. Mit der anderen Hand zeigte ich auf die Tür.

Wer ist das?

Köpfe, die die Welt bewegen. Personen, von denen man spricht, zu denen man aufsieht. WER IST DAS? so fragen wir unsere Leser vor diesem kaum bekannten Jugendbild und dem dazugehörigen anonymen Lebenslauf. Die Auflösung unserer Quiz-Frage ist im nächsten Heft zu finden, wieder unter dem Titel: WER IST DAS?

Der Kampf, der sich in In diesem Frauenleben abgespielt hat und nach absplelt, ist In den Augen des Kinderbildes nicht zu sehen. Nach var elnigen Jahren verdiente sie Millionen und war für Eurapa wie für Übersee der Inbegriff einer Frou mit Sex. Eine Frau, die ihre Geschlechtgenassinnen schocklerte und die Männer aller Kantinente begeisterte. Bis zu dem Augenblick, als eine andere „Bambe" aus ihrem Heimotland In die Weltäffentlichkeit platzte, die die Männerwelt nach mehr erregte und die Frauen nach mehr empörte. Die Andere gewann den „Kampf bis aufs Mieder".

Die Unterlegene war die Tachter elnes verarmten Klesgrubenbesitzers. Durch einen Landsmann, einen weltbekannten Regisseur, kam sie zu Ruhm und Vermägen. Diesem Leben, diesem Erfolg apferte sie olles. Sie schuftete wie ein Pferd, hungerte, um die reizvallen Körperlinien zu halten, die den wesentlichsten Teil ihres Erfalges ausmachten. Sie kämpfte gegen das Gesetz: Sexbomben dürfen nicht altern. Sechs Jahre führte sie einen heraischen Kampf um ein verlarenes Ziel: die ewige Jugend. Sie erlag. Sieben Mal war sie verlabt; in vier Ehen versuchte sie ihre ungebändigte Lebenslust unter Beweis zu stellen. Jetzt sucht sie in der Einsamkeit auf der Insel Tohiti Vergessen für das, was ihr die Welt und sie sich selbst angeton hat. Ein verblaßter Stern am Himmel des Erfalges. Für viele jedach noch der Inbegriff des Charmes, durch den ihr Land berühmt Ist. Kametenhaft kam sie, sprühte auf — erlasch. „Wer ist das?"

Auflösung unseres Bilder-Quiz' van Nr. 4:

Unsere Fotografie zeigt ein Jugendbild des amerikanischen Ex-Präsidenten Dwight D. Eisenhawer.

„Mit der bab' ich zusammengearbeitet. Das junge Mädchen mit der Hand."

„Die Leonore?"

„Ja. Wie geht es ihr?"

„Wir haben ihr die Hand abnehmen müssen."

„Sie ist in eine Maschine gekommen."

„Ich weiß. Es heißt, sie hätt's extra gemacht, aber ich glaub's nicht."

„Würden Sie ihr von mir Grüße bestellen?"

„Das darf ich nicht, tut mir leid." Sie sah mich an: „Und in diesem Fall, find' ich, ist die Vorschrift sogar zugunsten des Patienten – das Mädel würde nur aus seiner Selbstbesinnung aufgestört werden."

Eine Tür, ein anderer Korridor. Die Behandlungszimmer, der Operationssaal. Er wurde geöffnet und ich hineingefahren. Ich dachte an Leonore.

Vor zehn lag ich schon wieder in meinem Bett. Ich spürte einen leisen dumpfen Schmerz, mehr nicht. Die Stationsschwester sah herein, aber sie konnte mir nichts sagen über den Ausgang der Operation; außerdem hätte sich das Dr. Niedermeier vorbehalten; er wolle gegen Mittag vorbeikommen.

Es wurde zwei, ehe er kam.

„Tut mir leid – aber ich bin in meiner Klinik festgehalten worden. Wie geht's uns?"

„Danke. Gut."

Er hatte Rosen mitgebracht. Goldgelbe Gloria Dei, wie ich sie nicht einmal in meinem Garten so schön hatte.

„Für Ihre Tapferkeit."

Er wandte sich zum Waschbecken: „Ich stelle sie Ihnen in die Vase."

Die Vase hatte er auch mitgebracht.

Während er sie mit Wasser füllte, drehte er sich um: „Daß Sie nicht etwa denken, das Ding entspräche meinem Geschmack. Aber es hat aus Kunststoff sein müssen, damit man's nicht zerschlagen und sich mit den Scherben die Pulsader aufschneiden kann, und nun finden Sie sowas mal für langstielige Rosen."

„'s hätten ja keine zu sein brauchen."

„Vergißmeinnicht?"

Die Rosen kamen auf meinen Nachttisch.

Niedermeier blieb daneben stehen und sah mit einem Stirnrunzeln, das selbstverspottend sein sollte, aber auch etwas Webmut erkennen ließ, auf mich herunter.

„Schade, daß ich nicht sagen kann, Sie sollten sich diese Geschmacklosigkeit einmal gegen etwas Schöneres eintauschen."

Bevor ich etwas sagen konnte, hatte sich sein Ausdruck wieder geändert.

Er nahm sich einen Stubl heran: „Zunächst einmal – es ist alles in bester Ordnung. Der Polyp ist entfernt. Keinerlei Anzeichen für Krebs. Nicht das Geringste, was Verdacht erregen könnte. Sie sind gesund. Was Sie jetzt noch spüren, sind nur die Nachwirkungen des Eingriffs."

Verständnislosigkeit kam in seine Stimme: „Wie kann man sich nur so in Angst hineinsteigern, daß man lieber Schmerzen erträgt, als zum Arzt zu gehen? Sie sind doch eine vernünftige Frau?"

Es verzog mir das Gesicht. Die Vorsteherin im Frauengefängnis war einem immer damit gekommen, daß man doch erwachsen sei. Aber ich mußte ja eine Erklärung abgeben.

„Ich hab' das bei einer Bekannten erlebt", sagte ich. „Wie sie sich gequält hat. Wie sie gehofft hat. Und wie sie immer wieder operiert worden ist. Und dann das Ende, so grausam, so erbärmlich. Ich war die einzige, die noch zu

Licht und Leuchten
verwandeln Ihre Wohnung

Ihre Wohnung lebt durch Leuchten, sie bringen heitere Nuancen in Ihre Räume und geben ihnen reizvolle Akzente. Leuchten wirken durch ihr Licht, durch ihre Formen und Farben. Erst mit Leuchten beginnt wirkliches Wohnen.

Leuchten zaubern, sie besänftigen oder regen an, sie stimmen heiter oder machen gedankenvoll. Leuchten verwandeln Ihre Wohnung. Sie verbreiten Behaglichkeit.

Primat-Leuchte Modell-Nr. 47512/021
Bodenstehleuchte, messing poliert
mit mattschwarz, mit Plisseeschirm
grau-weiß-hellgelb gestreift.

Eine Primat-Leuchte bietet Ihnen gutes Licht, schöne Farben und Formen. Sie ist eine Spitzenleistung und trägt das Primat-Zeichen als sichtbares Merkmal meisterlicher Beschaffenheit. Achten Sie bitte darauf – es ist Ihr Vorteil.

Primat-Leuchten gibt es beim Elektro-Fachhandel.

Primat-Leuchten-Hersteller
Neheim-Hüsten 1

Kaiser-Leuchten
Erco-Leuchten
Bega-Leuchten

PRIMAT
LEUCHTE

Zum Wohnen geschaffen:

Primat-Leuchten®
meisterlich beschaffen

Gutschein

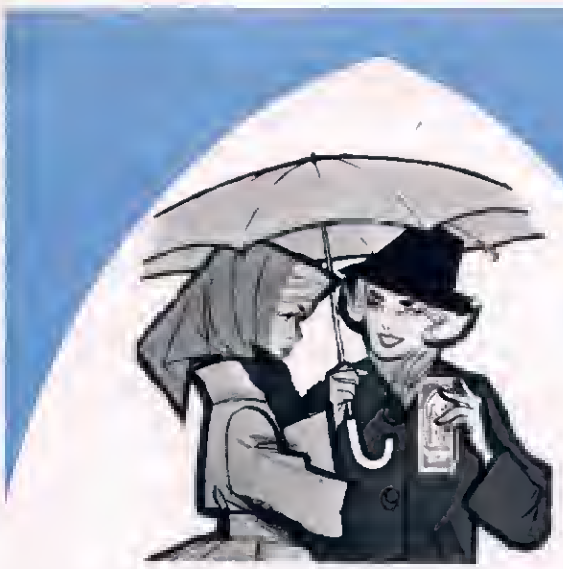
Primat-Leuchten-Hersteller
Neheim-Hüsten 1
Abt. FI/K3

Bitte, senden Sie mir kostenlos und unverbindlich den neuesten Primat-Prospekt.

Name: _____

Ort: _____

Straße: _____



Da haben wir's:

Frösteln, Unbehagen, Kopfweh, rauher Hals, typische Anzeichen einer Erkältung!

Aber - da haben wir ihn:

den guten Geist des Hauses – den echten Klosterfrau Melissengeist! 1–2 Eßlöffel davon in einer Tasse heißem Zuckerwasser oder Tee – am besten kurz vor dem Zubettgehen genommen – das tut herrlich wohl und hilft meist schon über Nacht!

Jetzt in der naßkalten Jahreszeit sollte man den echten Klosterfrau Melissengeist überall griffbereit halten, denn gerade jetzt erweist er sa recht seine vielseitige Hilfe! Zur Vorbeugung gegen Erkältung vnd Grippe nehme man 3 x täglich 1–2 Teelöffel davon in Wasser verdünnt. Hat es einen aber schon gepackt, dann tut er wie aben beschrieben, heiß genommen, ganz besonders wahl! Bei Rheuma, Hexenschuß, Muskelbeschwerden und steifem Genick lindert er – unverdünnt eingerieben – rasch spürbar die Schmerzen.

Vertrauen auch Sie den Heilkräften der Natur: Nutzen Sie vor allem auch bei Alltagsbeschwerden von Kopf, Herz, Magen und Nerven den echten Klosterfrau Melissengeist stets nach Gebrauchsanweisung.

In ihm stecken - hochwirksam erschlossen - unversiegbare Heilkräfte der Natur!

Klosterfrau Melissengeist

In allen Apotheken und Drogerien!

Verlangen Sie eine der preisgünstigen Vorratspackungen!

RUNDFUNKEMPFÄNGER

zu DM 10,— pro Monat
Ohne Anzahlung
Alles Markenfabrikate. Verlangen Sie bitte unsere ausführliche Prospektmappe. Postkarte genügt.

ab DM 160,—

Hofmann Versand
Stuttgart-Echterdingen, Abt. FA 5

Lieber gleich einen Kibek-Teppich!

Bewährte preisgünstige Qualitätsware aus namhaften Fabriken des In- und Auslandes. Interessante Neuschöpfungen. Riesenauswahl.
Fordern Sie unverbindlich und kostenlos das neue Teppich - Spezial - Album mit großem Orientteil von

Teppich-Kibek Hausfach 18 Elmshorn

...und ihn habe ich geliebt

ihr ging. Von mir hat man es erwartet, ich war doch die Arztfrau. Aber damals hab' ich mir geschworen: Wenn es dich einmal treffen sollte – lieber nimmst du dir gleich das Leben."

„Sagen Sie das nicht etwas leichtfertig?"

„O, nein. Fragen Sie meinen Mann."

„Dr. Kurt Semmler? In Rosenheim?"

„Kennen Sie ihn?"

„Nicht persönlich. Hab' nur gelesen, was er beim Neurologenkongreß vorgetragen hat. Ich muß sagen: Alle Achtung."

Ich nickte mit einem angedeuteten Lächeln. Fragte dann: „Ich hatte gedacht..."

„Ach", fiel er mir ins Wort, „weil ich Sie gestern als Arztfrau titulierte?" Er grinste: „Das war Eingebung. Semmler in Rosenheim und Semmler am Chiemsee – was liegt näher, als daß die beiden zusammengehören?"

„...daß sie es nicht tun. Der Name ist nämlich nicht gerade selten."

Da lachte er. „Ehrlich, es hängt mit unserer ersten Begegnung zusammen. Sie wissen, ich war draußen wegen des Hauses. Ich bin dann noch ein paarmal rausgefahren – und da hab' ich mich in Breitbrunn erkundigt. Ich erfuhr zwar nicht ihren Namen, aber daß Sie verheiratet seien, und zwar mit einem Arzt. Als ich gestern Ihren Namen las, hat's dann geschaltet."

Er sah mich an, das Lachen verging. „Frau Semmler. Ursula Semmler."

Der verwunderte, nachdenkliche Ton schwang aus. Niedermeier richtete sich auf und sah auf seine Armbanduhr.

„Ich muß mich leider verabschieden. Aber morgen bin ich wieder da. Und dann noch vierzehn Tage."

„Sie sagten doch, es wäre nicht so schlimm?"

Er war aufgestanden und hatte meine Hand genommen.

„Ich könnte Sie eher entlassen und haftunfähig schreiben. Aber das hätte nur eine aufschiebende Wirkung, irgendwann müßten Sie nach Rothenfeld zurück. Wenn ich Sie zwei Wochen hierbehalte, haben Sie soviel abgebüßt, daß man Ihnen den Rest erläßt."

„Danke."

Er ließ mich los.

„Sie können übrigens Besuch empfangen. Wenn Sie also Ihren Mann benachrichtigen wollen."

„Nein", sagte ich rasch.

Ich sah, daß er eine Erklärung erwartete, und fuhr fort: „Es ist mir irgendwie... Ich meine, ich habe mich jahrelang gegen die Operation gesträubt, und auf einmal bin ich hier. Ich wüßte gar nicht, wie ich ihm das verständlich machen sollte."

Hinter einem Lächeln versucht er zu verstecken, daß meine Worte ihm zu denken gaben.

„Bis morgen dann."

Ich blieb allein und streckte die Hand nach den Rosen aus, ich berührte ihre Blüten mit den Fingerspitzen und schloß meine Augen.

Natürlich wäre es schwierig gewesen, Kurt beizubringen, wieso ich plötzlich die Kraft hatte, meine Angst vor dem Krebs zu überwinden. Aber der wahre Grund, warum ich ihn nicht sehen wollte, war ein anderer. Ich brauchte meine Ruhe. Ich hatte sie bitter nötig. Rothenfeld lag hinter mir, aber was mich draußen erwartete, würde nicht viel einfacher sein. Die Sache mit Monika. Dann, was sich Kurt hatte zuschulden kommen lassen. Die Entscheidung, ob es noch einen Sinn hatte, unsere Ehe weiterzuführen. Diese vierzehn Tage würden reichen müssen, mir mein Selbstbewußtsein wiederzugeben.

Nach diesen zwei Wochen wurde ich entlassen.

Die Maschinerie lief rückwärts. Was der graue Sack mit der Nummer L 33471 vor vier Monaten geschluckt hatte, gab er jetzt wieder her.

Mein Sommerkostüm war gebügelt; es war mir zu eng geworden. Die Pumps drückten, und als ich auf den hohen Absätzen zum Büro stöckelte, hatte ich Angst zu fallen.

Ich bestätigte, meine Effekten ordnungsgemäß ausgehändigt bekommen zu haben, und durfte meinen Entlassungsschein in Empfang nehmen.

„Werden Sie abgeholt?"

„Nein, Frau Verwalterin."

„Geld für die Heimreise haben Sie?"

„Ja, Frau Verwalterin".

„Dann wünsch' ich Ihnen alles Gute, Frau Semmler."

„O – danke."

Die Beamtin kam um den Tisch herum und brachte mich zur Tür. Stumpf blieb ich stehen. Schlüssel ins Schloß. Drehen. Los, weiter! Aber es kam kein Kommando mehr. Den Schritt nach draußen muß man von selbst tun.

Der Himmel war grau. Es regnete. Fest drückte ich die Handtasche an mich.

*

Über den nassen Hof kollerten Herbstblätter. Als ich vors Tor trat, sprang mich der Wind an; ich schlug den Kragen hoch. Die Haare konnten naß werden, Frisur hatte ich nicht. Die wollte ich mir vor der Abfahrt noch machen lassen. Ein Taxi würde mich zum Friseur bringen.

Dort kam eins, von der Stadt her. Winkend lief ich vor zum Rinnstein. Das Taxi hielt, der Fahrer griff hinter sich und machte die Tür auf. Er sah mich an.

Aber irgendwie komisch, und er grinste auch ein bißchen. Ich konnte ja auch von nirgendwoanders als aus dem Tor gekommen sein.

„Na?", sagte er ungeduldig.

„Ich äh... Ich möchte doch nicht. Danke."

„Mensch, kannst du dir das nicht vorher..."

Ich lief schon weg. Hinter dem Taxi über die Straße. Ich brauchte einen Schnaps. Ich hatte das Gefühl, daß alle Leute mich anstarrten.

Da bemerkte ich erst den großen beigefarbenen BMW.

Er war also gekommen.

Er kam mir mit einem Schirm entgegen. In einem kurzen schwarzen Trenchcoat, schwarz stand ihm ja so gut. Er lächelte nicht. Er nahm mich am Oberarm.

„Vor einer kleinen Ewigkeit hab' ich Sie einmal gefragt, ob ich Sie zu einem Kaffee einladen dürfte."

„Bitte."

Neben mir hergehend, hielt er den Schirm über mich, und als ich in den

Wagen stieg, hielt er die Tür auf. Dann nahm er seinen Platz ein.

„Erst mal weg hier, was?“

Ich nickte. Ich fühlte mich geborgen.

„Und dann in ein Espresso. Das ist offiziell und trotzdem intim.“

„Kann ich denn dahin? So?“ Mit der Hand machte ich eine Bewegung über mich hin.

„Ich würd' mich mit Ihnen in die Halle vom Bayerischen Hof setzen.“

„Der Geruch in den Sachen. Man selber merkt das ja gar nicht so.“

„Liebe Frau Ursula, wir riechen alle nach Mottenkugeln, wenn wir den Herbstmantel aus dem Schrank nehmen.“

Er sah mich an, und ich nickte. Er würde es schon richtig machen.

Wir fuhren durch graue, arme Straßen. Ich kannte die Gegend nicht, war noch nie hier gewesen. Der Verkehr, den ich nicht mehr gewöhnt war, beängstigte mich.

Nach einer Weile, als wir schon über die Isar waren, fragte er: „Werden Sie nicht frieren in dem Bißchen, was Sie anhaben? Vielleicht sollten wir einen Mantel besorgen und einen Schirm?“

„Es ist ja warm im Zug, und sonst nehm' ich mir eben ein Taxi.“

„Wie Sie wollen. Aber vielleicht darf ich Ihnen wenigstens eine kleine Freude machen? Mit einem Tuch?“

Ich glaubte zu verstehen. Schonender hätte er mir nicht beibringen können, wie ich um den Kopf aussah.

„Ein Kopftuch wäre eine Idee“, sagte ich.

Er stoppte vor einem Modengeschäft in der Maximilianstraße.

Ich wollte mit aussteigen, aber er hielt mich fest: „Bitte!“

Und fügte hinzu: „Ich bin Ihnen doch noch den Beweis für meinen Geschmack schuldig.“

Ich sah ihm nach, wie er mit festen Schritten den Laden betrat. Und plötzlich wußte ich, daß ich mich getäuscht hatte. Worauf es Niedermeier ankam, war nicht, mein Haar zu verstecken. Es war viel netter. Es war wunderbar. Er wollte mich wiedersehen.

Mein Atem begann, sich zu beschleunigen. Ich kostete jede Sekunde des Wartens aus.

Was er mir brachte, hätte ich nicht besser aussuchen können. Im Spiegelchen auf der Rückseite der Sonnenblende über mir machte ich das Tuch um.

„Es ist wunderhübsch. Aber so teuer – ich kann es gar nicht annehmen.“

„Machen Sie mir dafür die Freude, mich einmal anzurufen, wenn Sie in München sind.“

Wir sahen uns an.

Aber schon hatte er sich wieder weggewandt und den Motor angelassen. Ich sah nach vorn und atmete tief ein.

Wir hatten Glück und fanden gleich beim Espresso einen Parkplatz. So brauchten wir nicht durch den Regen zu laufen. Es war leer drin. In durchlöcherten Kupferglocken, die bis fast auf die Tische hingen, brannte Licht, das den Raum in einem angenehmen, rötlichen Halbdunkel ließ. Wir nahmen den dritten Tisch vom Fenster und ließen Kaffee und Kognak kommen. Es hatte nicht den Anschein, als ob Niedermeier hier öfter verkehrte.

Er stützte die Ellenbogen auf den Tisch und das Kinn auf die Hände.

„Wie jung Sie aussehen.“

Ich machte eine kleine Kopfbewegung.

„Wissen Sie eigentlich, warum ich so überrascht war an dem ersten Tag in der Klinik?“

„Das weiß ich nicht. Aber ich hab's bemerkt.“

„Weil ich Sie mir ganz anders vorgestellt habe.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Können Sie auch nicht.“

Er pausierte, um den nächsten Satz zu formen.

„Ich habe Ihnen doch erzählt, daß ich von Ihrem Mann gelesen hätte. Ich hab' aber auch sonst von ihm gehört. Es wird ja jetzt viel gesprochen über Dr. Semmler hier in Universitätskreisen. Und da hieß es auch, daß es seine Frau gewesen wäre, die ihm die biologischen Unterlagen für seine Forschungen geliefert hätte...“

„Ach, und das trauen Sie mir nicht zu?“

„Doch, doch, nur... Ich kenne eine Menge Frauen, die mit ihren Männern mitarbeiten. Nicht, daß sie alle Brillen und Zopf tragen – aber irgendwie sind sie anders.“

„Wie?“

Er brauchte wieder einige Zeit.

„Ich weiß nicht“, sagte er dann schnell. „Es ist auch gar nicht so wichtig. Ich wollte nur sagen: Ich freue mich, daß Sie so sind, wie Sie sind.“

„Danke.“

Ich hob mein Glas, er seins, und wir stießen die Gläser leicht aneinander. Sahen uns an. Tranken.

„Nur eins noch“, sagte er, nachdem wir abgesetzt hatten, „wieso steht eigentlich in dem Aufsatz Ihres Mannes kein Wort davon?“

„Ich wollte's nicht.“

„Wollten ihm den Ruhm allein überlassen.“

Statt einer Antwort zeigte ich auf seine Zigaretten: „Darf ich?“

Wir blieben nur eine Viertelstunde, dann sah er auf die Uhr: „Kann ich Sie noch zum Zug bringen?“

„Ich weiß gar nicht, wann einer geht. Aber ich wollt' sowieso noch einiges erledigen.“

„Tja – mich ruft leider die Pflicht.“

„Wir können aufbrechen. Ich fühle mich wieder ziemlich heimisch in der Welt.“

Dann standen wir auf der Straße unter dem Vordach des Espressos. Ich stellte fest, daß ich niemand auffiel.

„Werden Sie mich anrufen, Ursula?“

„Werden Sie mich dazu bringen?“

„Bis dann also.“

Da sagte ich nichts mehr.

*

Ich ging nicht zum „Figaro“, wie ich vorgehabt hatte. Ich hatte es mir überlegt, sie kannten mich da. Ich fuhr gleich zum Bahnhof, in dem neuen Tunnel unter dem Bahnhofsplatz gab es Läden für alle Bedürfnisse. Ich wurde gut bedient, und es war billiger. Mein Kostüm nahm Friseurgeruch an.

Als ich mich nach einer Fahrkarte anstellen wollte, schrak ich zurück – am Schalter stand eine Bekannte, Freundin der Kögel und vom gleichen Kaliber. Daran hatte ich nicht gedacht, daß ich im Zug jemand treffen könnte. Und ich wollte doch ungesehen in unser Haus.

Mir fielen die Busse ein, die ein paar Schritte vom Bahnhof abfuhren. Ein Rosenheimer nahm keinen Autobus, der Umweg war zu lang. Mir eilte es nicht.

Der Bus war voller Bauern in feuchtem Loden, sie dösten vor sich hin. Es ging über die Autobahn; Holzkirchen, die Talbrücke von Weyarn. Der Regen ließ nach. Einer machte den Anfang, packte Schnitten aus raschelndem Papier, und auf einmal kauten alle. Ausgenommen ich. Und gerade ich war auf pünktliches Essenfassen gedrillt.

Bis Irschenberg hielt ich es aus. Dort stieg ich aus und lief zur Raststätte. Zum ersten Male wieder bestellen. Essen, wonach einem der Appetit stand. Von Porzellan, nicht von Blech. Und mit einem scharfen Messer.

Da sah ich unten auf dem Parkplatz unseren Wagen, den Kapitän.

Ein Stück Zuhause war mir entgegengekommen.

Wie träumend ging ich hin. Obwohl ich Kurt treffen mußte. Obwohl dann alles ganz anders kommen mußte, als ich es mir ausgerechnet hatte. Aber ich mußte das Auto anfassen.

Und dann blickte ich hinein. Da lagen Kurts Handschuhe, ohne die er nie fuhr. Auf dem Sitz neben ihm ein Organdyschal und Damenhandschuhe. In dem giftigen Grün, das Doris Frenzel liebte.

Ich drehte mich um und ging zur Raststätte hinauf. (Fortsetzung folgt)

Unser Tierarzt Dr. Gerweck erzählt:

„Schönheit“ aus zweiter Hand

Bei den Menschen wird es jetzt immer populärer: Schönheit aus zweiter Hand, aus der Hand des kosmetischen Chirurgen — für die Hundezüchter ist das eine olle Kamelle.

Wenn auch die Tausendsasas der Tierzucht fast alles zuwege bringen, ja sogar überzeugt davon sind, seit Jahrtausenden ausgestorbene Tiere, wie zum Beispiel das Ur-Wildpferd, wieder zum „Original“ zurückgezüchtet zu haben, gibt bei vielen Hunderassen der Chirurg den letzten Schliff für die letzte Modeschönheit.

So ist es bis heute noch nicht gelungen, z. B. einen Boxer gleich mit Stummelschwanz und Stehohren auf die Welt zu bringen. Und ein Boxer mit langer Rute und hängenden Ohren? Generationen von Boxerzüchtern würden sich im Grabe herumdrehen. Ich habe nun zufällig unter meinen Patienten eine solche „Mißgestalt“, den der Besitzer seinerzeit als überzähligen Welpen an sich genommen hatte und einfach seinem liebgewonnenen Tier das Kupieren ersparen wollte. Und ich muß sagen: Ich finde das Tier, nachdem ich mich daran gewöhnt habe, genauso ausdrucksvoll und harmonisch wie alle seine „verschönten“ Artgenossen.

Es ist wie bei der Mode. Jede Frau würde Krämpfe bekommen, wenn man ihr heute, in der Zeit der kurzen Röcke, einen knöchellangen Rock zumuten würde. Wenn aber eines Tages wieder irgendein Modepapst den langen Rock propagiert, was Gott verhüten möge, machen alle mit und finden die kurzen Röcke unmöglich.

Vor Jahren hätte einen Doggenzüchter beim Anblick einer nicht kupierten Dogge der Schlag getroffen. Heute, wo schon fast ein Drittel aller Doggen unkupiert mit Hängeohren herumtollt, findet man nichts Außergewöhnliches mehr dabei. Ebenso kann ich nicht finden, daß ein unkupierter Schnauzer seinem kupierten Artgenossen an ästhetischer Schönheit irgendwie nachsteht. Man muß sich nur daran gewöhnen, wie bei der Mode.

Ich weiß, die passionierten Hundezüchter werden schon grollend fragen: Was soll das?

Ich gebe zu, daß es schwer ist, gegen den Strom zu schwimmen und fast unmöglich ist, gegen eine bestehende Moderichtung anzugehen. Aber ich bin nun einmal der Meinung, daß diese Schönheit aus zweiter Hand bei unseren Hunderassen eine perfekte Modeerscheinung ist. Dabei bin ich überzeugt, das unsere Hunderassen so vielfältig in Aussehen, Temperament und Eigenschaften sind, daß jeder Hundefreund das zu ihm passende Modell findet und man ruhig auf den letzten Schliff des Kupierens verzichten könnte. Ja, wenn es einmal einem begnadeten Züchter gelingen sollte, einen Boxer mit Stummelschwanz und Stehohren zu züchten, dann bin ich gerne bereit, diesen als Variante einer vielfältigen Natur anzuerkennen und mich darüber zu freuen. Aber so lange der Stummelschwanz nur Attribut eines sekundären modischen Eingriffs ist, kann ich mich einfach nicht dafür begeistern. Vor Jahren noch begründete man das Kupieren der Jagdhunde damit, daß eine aufgeregt wedelnde lange Rute beim Vorstehen das Wild vertreiben würde. Mittlerweise ließ man die Rute immer länger, und es gibt heute Pointer- oder Münsterländer-Züchter, die auf das Teilkupieren ganz verzichten, ohne daß die Hunde in ihrem jagdlichen Gebrauchswert nachgelassen hätten. Ich bin davon überzeugt, daß in wenigen Jahren das Kupieren aller Jagdhunderassen ganz aufhören wird. Warten wir's ab, lassen wir uns überraschen.

Was aber jeder Hundebesitzer wissen sollte:

Das Tierschutzgesetz schreibt vor, daß ein über 14 Tage alter Hund nur noch mit Betäubung, also von einem Tierarzt, kupiert werden darf. Wer über 14 Tage alte Welpen ohne Betäubung mit der Schere kupiert, verstößt gegen das Tierschutzgesetz und macht sich strafbar. Er verstößt dabei nicht nur gegen den Gesetzesparagraphen, sondern quält auch unseren treuesten Diener, den Hund. Und wehe, wenn wir Tierärzte und alle Tierfreunde ihn dabei erwischen!

Immer auf der Höhe sein...

Besonders wichtig für Kinder ist die Sonne mit ihrem lebensnotwendigen Ultraviolett. Die HÖHENSONNE® ORIGINAL HANAU bringt es Ihnen ins Haus. Regelmäßig alle paar Tage einige Minuten unter die HÖHENSONNE® – das bildet Vitamin D im Körper, kräftigt die Konstitution der Kinder und macht ihre Gesundheit widerstandsfähig. – Den Eltern gibt HÖHENSONNE® neue Spannkraft und eine natürlich gebräunte Haut.
Die neue HÖHENSONNE® 222 in der handlichen Flachform, mit Zeitglocke, Kugelgelenk und großem Reflektor zur Oberkörperbestrahlung ist ganz leicht zu bedienen. Wie jede HÖHENSONNE® ORIGINAL HANAU hat sie gesondert einschaltbare Infrarot-Strahler für die Wärmebehandlung - zum Lindern von Schmerzen, zur Hilfe bei Rheuma, Entzündungen, Erkältungen.
Schon ab DM 109,- erhalten Sie eine echte HÖHENSONNE®; unverbindliche Vorführung im Fachgeschäft. Fordern Sie Prospekte an von der Quarzlampen Gesellschaft mbH, Abt. S 32, Hanau/Main.

P 61/62 – 4

Höhensonne®-gute Sonne

ORIGINAL HANAU

HÖHENSONNE®
ORIGINAL HANAU

® Es gibt nur eine HÖHENSONNE, und das ist HÖHENSONNE ORIGINAL HANAU

Das adriablaue Meeresbad im Heim

ALGEMARIN

das neue Meeres-Schaumbad mit über 16 Wirkstoffen der Meeres-Algen

Ein Jungbrunnen durch die Urkraft des Meeres für jedes Alter! – Ein Konzentrat der pflanzlichen Urstoffe des Lebens, aus den Tiefen des Meeres gewonnen, enthält wertvolle Vitamine, Meeressalze, Jod, Chlorophyll, Glutaminsäure und andere in natürlichster Assimilierung. Das Baden mit **Algemarin** wird zum Quell eines neuen Lebensgefühls durch erhöhte Spannkraft und strahlende Frische. Die intensive Schaumbildung und der herrliche Duft des adriablauen Wassers wird Sie entzücken und Ihnen wirkliche Freude am Baden geben. Auch als morgendlicher Wasch-Zusatz gibt Ihnen **Algemarin** erhöhte Frische und einen anhaltenden Duft Ihrer Haut.
Zum Hochgefühl aber wird **Algemarin** beim Wannen- oder Brausebad.

bade mit

Algemarin – es reinigt außerdem intensiv ohne Austrocknen der Haut, da es ihr den natürlichen Säure-Schutzmantel beläßt.

Algemarin 1-Bad-Tube 75 Pf, 8-Bäder-Tube 4,50 DM, erhalten Sie in jedem guten Fachgeschäft!

Unser Haus

Roman von Gerhard Ritter

Doris Kröger hatte ihrer Vergangenheit entfliehen zu können, indem sie ihrem Verlobten von Hamburg nach Kamerun folgte. Nach immer aber hat sie ihm die Existenz ihres unehelichen Kindes verschwiegen. Deshalb erschrickt sie maßlos, als sie sich plötzlich auf dem Flugplatz ihrem früheren Geliebten Claus Steensand und damit ihrer Vergangenheit gegenübersieht.

Copyright by F. P. A. Ferenczy KG, München

„Gehen wir", sagt sie, „damit dich hier niemand in diesem Zustand sieht! Ein Weißer betrinkt sich nicht! Jedenfalls nicht in Kamerun! Schämst du dich denn nicht? Aber – du hast dich ja noch nie geschämt." Abscheu liegt in ihren Worten. „Übrigens – warum hast du so spät telegrafiert? Mir machst du nichts vor, Claus! Irgend etwas stimmt da nicht."

Er lallt: „Halt die Schnauze, Kleines. Ich bin Claus Steensand und du bist eine...". Er macht eine abfällige Bewegung, nimmt seinen Koffer auf, geht dem Ausgang zu. Der Schwarze hinter dem Gepäckschalter lacht wiehernd auf. Er kann sich gar nicht mehr beruhigen. Das Lachen klingt hohl in der großen, leeren Halle. Doris dreht sich nicht um. Sie öffnet dann die Tür des Jeeps, schiebt Claus in den Wagen, wirft den Koffer auf den hinteren Sitz und nimmt selber am Steuer Platz.

Das Violett des Himmels ist schwarz geworden.

Doris wendet den Wagen, fährt die Straße zurück, die sie gekommen ist.

in Kamerun

Claus steckt sich umständlich eine Zigarette zwischen die Lippen, sucht lange nach Streichhölzern, endlich hat er die Zigarette in Brand.

„Habt ihr kein besseres Auto als diesen komischen Jeep?", fragt Claus Steensand. „'n bißchen unterentwickelt, euer Kamerun, scheint mir. Werde mit Adenauer reden müssen, damit er euch 'ne Spritze verpaßt!" Er grinst über seinen Witz, aber Doris verzieht keine Miene. Er plappert weiter. „Sprichst wohl nicht mehr mit mir, was, Dotty? Die angehende Frau Ambrock ist wohl... zu fein, um sich mir einem Kerl aus Hamburg zu unterhalten. Die angehende Frau Ambrock! Klingt gut, wie?" Er kichert.

Als er wieder keine Antwort erhält, verliert seine Stimme den ungezwungenen Tonfall. „Na gut, dann anders herum, Dotty. Ich kann Leute nicht leiden, die hochmütig sind. Wir sind alte Freunde. Hast du das vergessen?"

„Du bist betrunken."

„Ich hab ein paar Schnäpse gekippt. Werde schon einen Grund gehabt haben. Tu' doch nicht so, als wärst du ein Engel mit 'nem Heiligenschein!"

Sie schüttelt den Kopf, ganz wenig nur. „Ich mache mir Gedanken, wie ich mein Leben ändern kann. Ich versuche einen Weg zu finden, verstehst du?", sagt sie erregt. „Und nun kommst du und reißt alles wieder auf. Ich wollte endlich vergessen, was ich für ein Mensch war."

„Das wollen alle, die was zu verbergen haben. Was bleibt denn auch anderes übrig, als zu vergessen?" Er beugt sich zu Doris hinüber, ganz nahe ist sein Gesicht, und seine Pupillen sind klein wie Stecknadelköpfe. Er fährt fort, leise, eindringlich: „Aber es gelingt ihnen nicht, die Vergangenheit abzuschütteln. Keinem gelingt's. Jeder ist der, der er ist. Wer als Ratte geboren wird, der wird immer Ratte bleiben. Auch wenn er mal für ein paar Wochen in einen Chinchillapelz schlüpft. Und du, Doris, bist meine Geliebte gewesen. Ich habe dir eine Wohnung eingerichtet. Und du hast ein uneheliches Kind von einem Ami! Und jetzt will mir das Fräulein Krögel auf einmal Moral predigen! Daß ich nicht lache!" Er macht einen tiefen Zug an der Zigarette, dann wirft er sie aus dem Wagenfenster.

„Hör auf", schreit Doris. Sie sieht starr geradeaus. Ihre Nasenflügel beben. Der Jeep hoppelt. Claus Steensand flucht über die schlechte Straße. Dann sagt er: „Fahr' rechts ran und halte an!"

Ihre Augen suchen seinen Blick und begreifen nicht.

„Ich hab' gesagt, du sollst rechts ranfahren und anhalten."

Gepreßt kommt ihre Frage: „Warum?"

„Weil ich dich küssen will!"

„Claus... du bist verrückt. Du irrst dich, wenn du glaubst, es wäre alles so wie früher. Ich habe mich geändert..."

„Nichts hat sich geändert." Er greift ihr ins Steuer, sein Fuß schiebt den ihren vom Gaspedal, er zieht die Handbremse. Der Wagen hält mit einem Ruck. Duala liegt längst hinter ihnen. Die Straße ist menschenleer in der Dämmerung. Ein Schrei aus der Kehle von Doris. Da packt Claus Steensand das Mädchen, er reißt sie an sich, seine Lippen graben sich in ihren Mund. Sie wehrt sich aus Leibeskräften, aber bald wird ihr klar, daß sie Claus unterliegen muß. Ein letztes verzweifeltes Aufbäumen. Wie das Zappeln eines Nachtfalters, nachdem er in die Flamme geriet und tot zu Boden fällt.

„So eine Überraschung!" ruft Georg. „Alter Junge, du? Ich freue mich riesig!" Sie schütteln sich die Hände und klopfen sich auf die Schultern. Doris sieht diese freundschaftliche Begrüßung mit recht gemischten Gefühlen. (Johanna von Koczian, Horst Frank und Götz George im Film.) Aufn. Karl Bayer

Ihre Haut braucht Hilfe

gegen die rauhe Winterluft. Vertrauen Sie den guten Erfahrungen vieler Tausender zufriedener Frauen und schützen Sie Ihren Teint mit der zuverlässigen CREME MOUSON „Mit Tiefenwirkung". Ihre Haut wird bei jeder Witterung, auch beim Wintersport, widerstandsfähig, gesund und schön bleiben.

Hautsahne in Aerosoldose DM 5,-

im Topf DM 3,75

in Tuben DM -,80 DM 1,20 DM 1,60

CREME MOUSON

es gibt keine bessere Hautpflege zu jeder Jahreszeit

UND FÜR DIE NACHT
COLD CREME MOUSON
SIE REINIGT · NÄHRT UND VERJÜNGT

Auch Sie wollen doch den ganzen Tag gut rasiert bleiben. Dann rasieren Sie sich *richtig:* mit Palmolive-Rasiercreme! So bleibt Ihre Haut lange glatt und frisch!

Palmolive-Rasiercreme

erweicht auch den härtesten Bart mit ihrem feinblasigen Schaum

schäumt herrlich und schnell – sogar mit kaltem Wasser

schont und pflegt Ihre Haut mit ihrem Glyceringehalt

Kaufen Sie eine Tube Palmolive-Rasiercreme, und Sie werden verstehen, warum Palmolive die meistgekaufte Rasiercreme der Welt ist.

PALMOLIVE RASIER-CREME

Schont Ihre Haut und pflegt sie zugleich

Bevor es zu spät ist...

Sie sollten rechtzeitig OVOMALTINE trinken. Dieses Aufbaukonzentrat des Schweizers Dr. Wander stärkt Körper und Nerven. Denn hier wirkt das Beste aus besten Nährstoffen der Natur: Milch, frische Eier und der Kraftspender Malz. - Fragen Sie Ihren Arzt.

OVOMALTINE

Unser Haus in Kamerun

Da. Eine Autohupe. Ein helles Horn. Dreimal, viermal, fünfmal. Vor ihnen taucht ein Wagen auf. Ein Landrower. Claus Steensand läßt das Mädchen los, fährt sich über die zerzausten Haare.

„Das ist unser Wagen!", ruft Doris. „Das wird Georg sein! Georg!"

Und schon hält der Landrower. Der Wagenschlag wird aufgerissen, tatsächlich, Georg Ambrock steigt aus.

Claus Steensand zischt: „Daß du ja den Mund hältst. Wenn nicht – packe ich auch aus! Das gäbe ein böses Erwachen für die tugendhaften Ambrocks!"

Georg Ambrock läuft winkend auf den Jeep zu. Tante Edith hatte ihm, als er mit dem Vater nach Hause gekommen war, von dem Telegramm erzählt. Georg setzte sich sofort in den Landrower, um dem Gast und Doris entgegenzufahren.

Doris wischt sich hastig den verschmierten Lippenstift ab, klettert von ihrem Sitz. Da sieht Georg, daß gar nicht der erwartete Konsul im Jeep ist, sondern Claus. „Mensch – so eine Überraschung!", schreit Georg. „Alter Junge, du? Ich freue mich riesig!" Sie schütteln sich die Hände, klopfen sich auf die Schultern.

Doris steht abseits, sie schließt einen Moment die Augen und wünscht, sie wäre tot.

*

„Vater läßt Sie herzlich grüßen", sagt Claus Steensand, als sie alle am Abendbrottisch sitzen.

„Danke", antwortet Wilhelm Ambrock. „Alles gesund und munter zu Hause?"

„Ja. Das heißt, Mutter hat sich neulich den Arm verstaucht, sie ist auf der Treppe ausgerutscht. Aber es geht ihr schon wieder besser. Sonst ist alles beim alten. Schade, daß sie nicht mal zu uns nach Hamburg kommen wollen, Herr Ambrock."

„Ach, ich habe ja keine Zeit. Fragen Sie Georg. Der wird es Ihnen bestätigen. Aber es ist nett, daß Sie den Weg zu uns gefunden haben."

„Ich bin eigentlich nur auf der Durchreise. Ich will weiter nach der Südafrikanischen Union."

„Aber für ein paar Wochen werden Sie doch bei uns bleiben, Claus."

Der Hamburger zieht die Schultern hoch, nimmt einen Schluck Wein. „Ich weiß noch nicht, wie lange ich Zeit habe, Herr Ambrock. Ich muß für Vater etwas Geschäftliches erledigen."

Bismarck räumt die Suppenteller vom Tisch und bringt das Fleisch. Riesige, dampfende Steaks.

Doris spricht kaum ein Wort. Das Erlebnis im Jeep ist immer noch vor ihren Augen. Und wie zum Hohn wendet sich Claus jetzt an Georg Ambrock: „Wann wollt ihr denn eigentlich heiraten? Habt ihr schon einen Termin festgemacht?"

Georg reicht Doris die Salatschüssel. „In den nächsten drei Wochen wird's wohl soweit sein", erwidert er. „Doris braucht gar nicht zu warten, bis ihre Papiere aus Hamburg da sind. Die Behörden arbeiten zu langsam. Unser Pfarrer Bernhard regelt das schon." Und dann setzt Georg Ambrock hinzu: „Weißt du was, Claus? Du wirst unser Trauzeuge! Doris, ist das nicht eine gute Idee?"

Sie zuckt leicht zusammen und nickt. „Ja ... das wäre fein." Ein gequältes Lächeln huscht um ihren Mund.

Nach dem Essen trinkt Claus unverhältnismäßig viel. Man sitzt in der Wohnhalle. Er erzählt haarsträubende Geschichten aus seinem Hamburger Nachtleben. Und manchmal rutscht er verschentlich ins „du", wenn er mit Doris spricht. Aber niemand fällt etwas auf, niemand nimmt Anstoß daran. Der junge Steensand hat schließlich einen anstrengenden Flug hinter sich, er hat ein bißchen zuviel getrunken, das kann schon mal vorkommen.

Claus meint: „Können wir nicht mal ein paar Schallplatten auflegen?"

Betretenes Schweigen. Dann die Stimme Wilhelm Ambrocks: „Das geht leider nicht. Wir trauern noch um Rolf..."

„Ach so. Entschuldigung. Mein Gott, das hab' ich vergessen. Ich benehme mich manchmal wie ein Tölpel."

Tante Edith, die immer für alles Verständnis hat, tröstet den Gast: „Wie sollten Sie daran denken! Wo Sie so viele Dinge im Kopf haben. Aber vielleicht spielt uns Georg was auf dem Klavier? Natürlich keine Tanzmusik. Irgend etwas Klassisches."

Claus Steensand hebt die Hände. „Bloß nichts Klassisches. Dann lieber gar nichts."

Wieder ist es still im Raum. Claus schüttet ein Glas nach dem anderen in sich hinein. Georg Ambrock legt seinen Arm um Doris. Jeder ist müde. Nur der Hamburger nicht. Man wäre schon in den Betten, dem Gast zuliebe bleibt man auf.

Claus steckt sich eine neue Zigarette an, er hustet nach dem ersten Zug. „Soll ich euch ein paar Witze erzählen?" lallt er. „Paßt mal auf. Eine Jungfrau soll mit einem Raumschiff zum Mond geschossen werden. Und..." Er sieht die abweisenden Gesichter und bricht mitten im Satz ab. „Natürlich, Witze sind auch nichts", meint er dann. „Ich weiß schon."

Da erhebt sich Vater Ambrock. „Es ist gleich zwölf", sagt er. „Ich muß morgen früh auf den Beinen sein. Seid mir nicht böse, wenn ich mich verabschiede."

Georg erhebt sich ebenfalls. „Wir müssen auch in die Falle", meint er. „Doris und ich sind morgen um zehn mit Pfarrer Bernhard verabredet. Doris soll ihre eidesstattliche Versicherung abgeben. Damit das Aufgebot bestellt werden kann."

Man drückt sich die Hände, wünscht sich eine gute Nacht. Bismarck begleitet den Hamburger hinüber in das Gästezimmer.

Doris steht noch neben Georg, als alle schon gegangen sind. Sie sieht ihn ängstlich an. „Georg, ich möchte... ich muß mit dir sprechen. Heute noch. Es ist... sehr wichtig."

Sie fröstelt, während sie den Gang entlanggehen zu Georgs Zimmer. Doris will sich endlich alles vom Herzen reden. Sie hat sich zu diesem schweren Entschluß durchgerungen. Georg muß wissen, daß sie ein Kind hat. Sie ist bereit, alle Konsequenzen zu ziehen.

Als sie sich dann im schummrigen Licht der kleinen Schreibtischlampe gegenübersitzen, verbirgt Doris das Gesicht in den Händen.

„Liebling! Was hast du denn!“, ruft Georg.

Schon ist er neben ihr, nimmt sie ganz fest in seine Arme. „Hast du Angst wegen morgen?“, fragt er. „Ist es wegen des Aufgebotes? Doris – liebst du mich nicht genug, um meine Frau zu werden?“

„O doch, Georg, ich liebe dich. Und ich würde alles auf der Welt darum geben, deine Frau zu sein.“

Er atmet erleichtert auf. „Dann verstehe ich dich nicht. Dann haben wir doch beide Grund, uns zu freuen!“

Ihr Kopf liegt an seinem Hals. Wie durch eine Nebelwand kommt ihre Stimme: „Ich habe dir etwas verschwiegen, Georg. Ich will es dir sagen, ehe wir morgen zum Pfarrer gehen.“

Georg Ambrock lächelt. „Du hast mir etwas verschwiegen? Und das willst du mir beichten? Na, da bin ich aber gespannt.“ Er nimmt es auf die leichte Schulter. Er ist fast amüsiert. Er kann sich nicht vorstellen, daß es etwas Ernsthaftes sein könnte. Doris ist doch nicht der Typ, der eine Unkorrektheit begeht.

Fliegende Ameisen surren wie toll geworden um die kleine Nachttischlampe, sie verbrennen sich die Flügel und fallen auf den Tisch. Doris nimmt den Aschbecher und erlöst die noch zappelnden Insekten von ihrer Qual. Sie kann nicht mitansehen, wie sich ein Tier zu Tode quält. Tränenschleier hängen vor ihren Augen. „Magst du Kinder, Georg?“

Wieder lächelt er. „Und ob! Sobald wir verheiratet sind, wollen wir eins haben, ja?“

„So meine ich das nicht. Du hast mich falsch verstanden. Angenommen, ich würde... O Georg, es fällt mir so schwer, es über die Lippen zu bringen...“

In diesem Moment wird die Tür aufgerissen. Edith Ambrock stürmt herein. Daß Doris noch bei ihrem Neffen ist, scheint sie in keiner Weise zu beeindrucken. Vielleicht hat sie damit gerechnet. Ihr Atem fliegt. „Georg rasch, du mußt mir helfen. Einer von unseren Schwarzen ist in eine Falle gestürzt. In eine Tierfalle. Sie kriegen ihn nicht wieder heraus. Er hat im rechten Fuß einen Eisendorn. Du kennst doch diese spitzen Dinger, die die Eingeborenen manchmal für ihre Tierfallen verwenden!“

Georg springt auf, greift nach seinem Jackett. „Natürlich komme ich mit. Wir werden ihn schon aus dem Loch herausholen.“

Doris ist ebenfalls aufgestanden. „Bitte nehmt mich mit“, sagte sie.

Georg schüttelt den Kopf. „Sowas ist nichts für kleine Mädchen, stimmt's, Tante Edith? Wie ich die Schwarzen kenne, brüllt der sich die Lunge aus dem Hals. Abgesehen davon – ich möchte auch nicht einen Eisendorn im Fuß haben! Muß ganz schön wehtun!“

„Ich will aber mitkommen. Vielleicht kann ich euch helfen. Ich meine nachher, wenn der Verletzte verbunden wird. Tante Edith, bitte...“

„Also los, dann kommt! Doris, zieh' dir was über. Georg, du holst eine Taschenlampe und ein Seil. Draußen steht einer der Eingeborenen und wird uns den Weg zeigen. Aber leise! Damit Willem nichts hört! Ihr wißt ja, er sieht es nicht gerne, wenn die Schwarzen auf der Plantage heimlich Fallen stellen.“

Sie hasten durch die stockfinstere Nacht, voran der Schwarze, neben ihm geht Georg mit der Lampe. Nach ungefähr zehn Minuten haben sie die Grube erreicht. Der Mann, der im

Willi Mertens:

Dein Auto · Dein Geld · Dein Leben

. . . und die Musik schreit dazu

Radio im Auto – Entspannung oder Gefahrenquelle?

Ein Bekannter von mir hat auch Radio im Auto. Nur den Knopf zum Ein- und Abschalten hat er meines Wissens noch nie angefaßt. Sobald der Zündschlüssel den allgemeinen Stromkreislauf in Wallung bringt, beginnt es hinter dem Armaturengehäuse Sang und Klang zu regnen. Beethovens Neunte begleitet ihn bei Vollgasfahrt, Heidi Brühl geht zusammen mit der Karosserie auseinander, und das Chruschtschow-Interview findet vor roter Ampel ebenso Gehör wie die Wasserstände von Rhein, Weser, Main und Elbe. Bei heimischer Funkstille wird entweder Radio Luxemburg auf Langwelle oder AFN mit der Andacht der Quäker zum Ersatz herangezogen. Hauptsache, das Radio spielt etwas.

Ich habe mir glaubhaft versichern lassen, daß dieser akustische Auto-Dauertropf keineswegs vereinzelt dasteht. Auf der anderen Seite weigere ich mich hartnäckig, diesen Unfug als Maßstab für die Frage anzuerkennen, ob „Äthergenuß“ am Steuer prinzipiell von Nutzen oder von Schaden sei.

Prinzipiell ist hier meiner Meinung nach überhaupt nichts.

Ich habe auch Radio an Bord. Wenn Sie mich fragen, ob es meiner Aufmerksamkeit beim Lenken und Bremsen jemals geschadet hat, so muß ich frei bekennen: jawohl. Das war mal spät abends auf der Autobahn, als ich ziemlich müde war und im Studioprogramm Verse eines avantgardistischen deutschen Nachwuchspoeten rezitiert wurden. Nur ein ausgeprägter Selbsterhaltungs-Instinkt hat mich damals davor bewahrt, bei 80 bis 90 Sachen sanft einzupennen.

Anschließend habe ich einen anderen Sender gesucht und mir den Detektiv Paul Temple angehört. Der hielt mich wach, bis ich daheim war. (Woran Sie sehen mögen, daß obengenannte automobile Jugendsünde schon lange zurückliegt.)

Natürlich hat man schon wissenschaftlich getestet, wie sich das Bordradio auf das Gemüt des Autofahrers auswirkt, und natürlich machte man es am gründlichsten in Amerika. Ergebnis: meistens gut, selten schlecht. Kein Wunder, denn die Radioindustrie war mit am Test beteiligt.

Wie alle technischen Erfindungen ist aber auch der Autosuper haarscharf so gut und so schlecht, wie ihn die Menschen behandeln. Muntere Melodiechen nach knurrigem Start können wunderbar aufheitern, langweiliges Zeug läbmt die Konzentration. Das ist doch klar. Hinzu kommt selbstverständlich der individuelle Geschmack, der uns daran hindert, eine Art Ideal-Auto-Programm zu erfinden. Was dem einen sein Mozart, ist dem anderen sein Kulenkampff. Und das ist gut so!

Nur ein paar Regeln sollten, so meine ich, für alle gelten, die mit Bordradio keine Enttäuschung oder Schlimmeres erleben wollen:

- Es muß eine hundertprozentig funktionierende Anlage sein. Zu leiser Empfang, Störungen, unbequeme Bedienung (zum Beispiel bei vertrackt angebrachten Koffergeräten) und böse Akustik rauben dem Gehirn in jedem Fall zuviel von der Energie, die dem Drehen am Lenkrad gehört.
- Im dichten Verkehr und bei Gefahrenmomenten bat das Radio unbedingt zu schweigen. Drehen Sie den Lautstärkeregler nach links, sobald Sie vor sich eine kitzlige Situation entdecken, und holen Sie die Stimme aus dem Äther erst zurück, wenn die Reise normal weitergebt.
- Vor Antritt einer längeren Fahrt studieren Sie das Rundfunkprogramm und suchen sich die Sendungen heraus, die in Frage kommen. Stellen Sie Ihre Wähltasten, so welche vorhanden, vor dem Start gleicb auf die betreffenden Sender ein. Vermeiden Sie unter allen Umständen planloses „Wellenbummeln“ mit dem Suchknopf wäbrend der Fahrt.
- Haben Sie den Mut, abzudrehen, sobald Sie nichts wirklich Interessantes mehr vor die Antenne kriegen. Verzichten Sie lieber auf das spannendste Fußballspiel, wenn es nur krächzend und von weit her zu Ihnen dringt. Und lassen Sie den Apparat schweigen, wenn Sie ohnehin schon nervlich an- oder abgespannt am Lenkrad sitzen.

Und wenn mir alle Autoradiohersteller ins Gesicht springen: ohne Beachtung dieser Regeln ist Musik im Mobil ein Fluch!

Noch ein paar Worte zum Technischen.

Hörerregel Nummer eins war einwandfreier Empfang. Bis vor kurzem waren Kofferradios im Auto samt und sonders Mist und halber Kram. Erst seitdem leistungsfähige Transistoren den Markt eroberten und man solche Koffergeräte speziell für den Wagenbetrieb ausrüstete, ist dieses Urteil ein Vorurteil geworden. Die Vorzüge liegen auf der Hand: ein fest eingebautes Gerät bleibt im Auto, auch wenn Sie von dannen gehen. Das Kofferchen geht mit aufs Hotelzimmer und an den Badestrand (aber hoffentlich nicht mit in den stillen Forst).

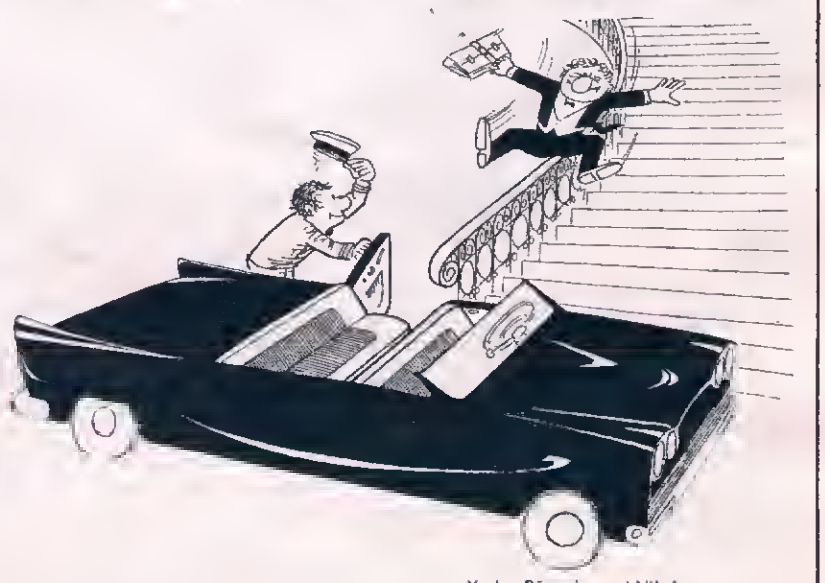
Falls Sie ein Koffergerät wählen, unter allen Umständen eins mit Extraanschluß für Autoantenne. Automatische Umschaltung auf Autobatterie muß nicht sein; die heutigen Transistoren geben im Auto auch mit der eigenen Batterie allerhand von sich. Aber leisten Sie sich eine feste Halterung, die bei fast allen Auto-Koffersupern gegen Aufpreis mitgeliefert wird. Es geht zwar auch ohne, aber dann steht das Gerät entweder irgendwo im Weg (beim Fahren oft lebensgefährlich) oder ist nur mit akrobatischen Verrenkungen zu bedienen (noch lebensgefährlicher, wenn's der Chauffeur tut).

Anstelle eines Koffers, der nie das Auto verläßt, ist freilich das festeingebaute, „richtige“ Autoradio unbedingt vorzuziehen. Vergleichen Sie einmal die sogenannten Ausgangsleistungen im Prospekt – dann wissen Sie, warum.

Der Kabelweg von der Antenne zum Gerät – egal, welcher Bauart – muß so kurz wie möglich sein. Weiß der Teufel, wie man auf die modischen Heckantennen verfallen ist – sie sind technisch hanebüchener Quatsch.

Daß ein Radio mit Autobatterieanschluß, stundenlang beim Parken gespielt, die Batterie impotent macht, wissen Sie. Wenn nicht, probieren Sie es trotzdem nicbt aus – ich schwöre Ihnen, daß es stimmt!

Rolf Totter belauscht Helden am Steuer



Verlag Bärmeier und Nikel

Im nächsten Heft:

Kotschützer-Paragraph

Dr. Walter Gerteis

Das unbekannte Frankfurt

NEUE FOLGE

224 Seiten mit vielen Kunstdrucktafeln und Zeichnungen, Ganzleinen 12,80 DM

Zwei Bücher für die alten und neuen Bürger Frankfurts und die vielen Freunde dieser Stadt. Der Autor erzählt aus der großen bunten Geschichte dieser Handelsstadt, die einst Deutschlands berühmteste Bürgerrepublik war.

Beide Bücher sind einzeln in jeder Buchhandlung erhältlich. Ebenso können Sie eine schöne Leinenkassette für beide Bücher zum Preise von 3,— DM beziehen.

VERLAG FRANKFURTER BÜCHER

Spüren Sie die Leber?

Wird die Galle, ein hochwichtiger Verdauungssaft, nicht genügend abgesondert, dann ist die Verdauung gestört. Blähungen, Völlegefühl, übermäßige Gärungen, Verstopfung, Verdauungsbeschwerden sind die Folge. Versäumen Sie nicht, mit den **„Much-Leber-Pillen"**, die von dem bekannten Galleforscher Prof. Dr. med. Much geschaffen wurden, einen Versuch zu machen.

Sie haben eine tiefgreifende Doppelwirkung.

„Much-Leber-Pillen" befreien Sie somit rasch von Ihren Verdauungsstörungen. Sie sind ein reines **Naturpräparat.**

Alle Apotheken haben „Much-Leber-Pillen" vorrätig.

40 Stück DM 1,40
120 Stück DM 3,55

Much-Leber-Pillen

Unser Haus in Kamerun

Loch gefangen sitzt, schreit herzzerreißend.

Tante Edith stellt ihre Bereitschaftstasche ab. Sie holt Medikamente heraus und Verbandsmull. Dann zieht sie zwei Spritzen auf, um dem Mann sofort ein Mittel gegen Wundstarrkrampf und eines gegen die Schmerzen zu injizieren.

Georg windet das Seil um einen Baumstumpf, läßt das Ende in die Grube hinab. Während der Schwarze, der ihnen den Weg gezeigt hat, die Lampe hält, hangelt sich Georg zu dem Verletzten in die Grube hinunter.

Edith Ambrock liegt flach auf dem Bauch und erteilt ihre Anweisungen: „Paß auf, mein Junge, daß du nicht auch noch auf so ein spitzes Ding trittst. Eine grausame Art, die Tiere zu fangen. Na, hoffentlich ist es den Schwarzen eine Lehre. So, Georg, zieh' jetzt mit einem Ruck den Fuß aus dem Dorn. Es wird ein bißchen bluten. Hilft alles nichts. Himmel – der eiserne Stachel ist auch noch verrostet, wie ich gerade sehe. Los jetzt, Georg!"

Auch Doris sieht im Licht der Taschenlampe den gefangenen Schwarzen. Sein Brüllen ist kaum noch mitanzuhören. Doris beißt die Zähne zusammen. Sie sagt keinen Ton.

Da! Der Fuß ist frei. Der Schwarze schlägt wild um sich. Georg versetzt ihm einen Rippenstoß, um ihn etwas zur Besinnung zu bringen. Dann schlingt er das Seil blitzschnell um den Oberkörper des Verletzten. Georg klettert nach oben. Mit Hilfe des anderen Schwarzen zieht er den Wimmernden hinauf. Sie legen ihn auf den Boden, mit dem Rücken zur Erde. Tante Edith macht die Injektionen. Die blutende Wunde wäscht sie mit einem desinfizierenden Mittel aus, sie legt Mull darauf und wickelt mit geübten Händen eine Binde um den Fuß.

Als kurze Zeit später der Mann auf dem Operationstisch der Krankenstation liegt, ist er schon eingeschlafen. Die Injektion hat gewirkt. Es dauert etwa noch eine halbe Stunde, bis die Ärztin mit der Behandlung der Wunde fertig ist.

Doris und Georg hatten sich weiße, sterile Kittel übergezogen. Doris entpuppte sich als vorzügliche Assistentin. Sie ist zwar etwas blaß im Gesicht, man merkt ihr an, daß sie sich überwinden mußte. Aber sie hat tapfer durchgehalten.

Als der Schwarze sauber verbunden und schlafend in ein Zimmer geschoben wird, sagt Tante Edith zu Doris: „An dir ist eine Ärztin verlorengegangen! Wenn du Lust hast, kannst du mir in Zukunft bei schwierigen Fällen helfen. Ich habe zwar zwei Eingeborenenmädchen, die mir assistieren, aber du hast keine Ahnung, wie ungeschickt sie sich manchmal anstellen!"

Doris hat längst vergessen, daß sie Georg heute abend ihr Herz ausschütten wollte. Alle sinken todmüde ins Bett.

*

„Zum Gratulieren ist es wohl noch ein bißchen zu früh – aber trotzdem wünsche ich euch beiden von Herzen viel Glück für die Zukunft." (Pfarrer Bernhard trägt einen dunklen Anzug und eine schräggestreifte Krawatte. Seine blauen, gütigen Augen betrachten abwechselnd die Gesichter der beiden jungen Menschen vor seinem Schreibtisch. Das Zimmer ist schlicht möbliert. Ein wurmstichiger Schreibtisch mit einem wuchtigen Stuhl dahinter. Ein Stuhl mit ungewöhnlich hoher Rückenlehne. Die Bibel auf dem Tisch. Eine Kerze. An der hellgetünchten Wand ein Kruzifix. Tüllgardinen vor den beiden Fenstern. Eine alte Kommode. Ein Regal, das bis zur Decke reicht und auf dem Bücher, Akten und Papierstöße liegen. Und dann noch zwei Stühle für die Besucher.

Georg strahlt. „Danke, Herr Pfarrer", sagt er. Seine Hände liegen gefaltet auf den Knien. Doris hat die Augen gesenkt. Sie kommt sich vor wie eine Schülerin, die der Lehrer jeden Moment beim Abschreiben ertappen wird. Warum bin ich überhaupt mitgegangen? Warum hatte ich nicht den Mut, es Georg zu sagen? Vielleicht hatte ich auch immer noch gehofft, daß Gott ein Wunder geschehen läßt. Was ist ein Wunder? Etwas, das einem aus einer ausweglosen Situation heraushilft, daß plötzlich etwas geschieht, womit man nicht gerechnet hat. Was man aus eigener Kraft nie hätte zustande bringen können. Ein Wunder eben.

Pfarrer Bernhards Blick bleibt jetzt auf dem Gesicht von Doris haften, und er sagt: „Sie sehen aber nicht sehr fröhlich aus!"

Hat er sie durchschaut? Eine unsichtbare Macht zwingt Doris ihren Kopf zu heben, zu lächeln. „Aber was denken Sie, Herr Pfarrer. Nur – heute nacht hatten wir etwas wenig Schlaf." Sie sieht zu Georg hinüber, als brauche sie einen Zeugen für ihre Entschuldigung. Sie fährt fort: „Heute nacht gab es einen Verletzten auf der Pflanzung, Georg und ich haben Frau Doktor Ambrock geholfen."

Anerkennend nickt Pfarrer Bernhard. „Das ist schön, daß Sie sich nützlich machen. Ich wüßte keine bessere Frau für unseren Georg."

Sie läuft rot an, greift nach Georgs Hand und drückt sie. Sie will ihm damit zu verstehen geben, daß sie ihn wirklich liebt und daß sie sich nicht vorstellen kann, dieses Leben hier in Kamerun jemals aufzugeben. Aber da meldet sich sofort wieder die Angst. Die Angst, die ihr das Atmen schwermacht.

Pfarrer Bernhard greift in das Regal hinter seinem Stuhl, nimmt einen vorgedruckten Zettel, legt ihn auf den Schreibtisch. Er taucht den Federhalter in das Tintenglas. „Nun wollen wir rasch die Formalitäten erledigen", meint er. „Ich fülle den Bogen für Sie aus, Fräulein Kröger, und Sie unterschreiben nur. Alles andere lassen Sie meine Sorge sein. Die eidesstattliche Erklärung genügt. Was wollen Sie ewig auf Ihre Papiere aus Hamburg warten? Ich kenne die Leute im Konsulat. Bitte, nennen Sie mir alle Ihre Vornamen!"

Doris erwidert leise: „Doris Elisabeth Evelyn Kröger."

„Wo sind Sie geboren?"

„In... in... Königsberg.

„Also gut, Königsberg."

„Name Ihres Vaters?"

„Mein Vater heißt, er hieß Kurt. Ja, Kurt hieß er."

Und wieder wird Doris rot. Sie weiß nicht, wie ihr Vater hieß. Er ist verschollen.

„Beruf Ihres Vaters?"

„Kaufmann."

„Ihr Herr Vater ist nicht mehr am Leben?"

Doris schüttelt den Kopf. „Er ist vermißt, und meine Mutter ist tot."

„O – das tut mir leid. Schrecklich. Ja, es muß schrecklich gewesen sein damals in Deutschland. Wir hier in Kamerun hatten auch einiges Schwere durchzumachen, aber das kann man damit gar nicht vergleichen. Sprechen wir nicht mehr darüber, Fräulein Kröger. Sie haben einen gültigen Reisepaß?"

„Ja."

„Frühere Ehe? Keine. Kinder natürlich auch keine. Ihr letzter Wohnsitz, ehe Sie nach Kamerun kamen?"

„Hamburg. Rosenstraße 23a."

„Religion?"

„Evangelisch."

„So, das reicht schon. Nun noch

Erwarten Sie ein Baby?

Fordern Sie bitte **Ratgeber Nr. 83** von Deutschlands größtem Babyausstattungshaus. Er kostet nichts. **Alfons Walz, Bad Waldsee/Württ.**

OBERBETTEN 130/200 cm, 3½ kg Federfüllung, 38,60 DM. Steppdecken, Bettwäsche – Katalog gratis. **Oberfränkische Bettfedernfabrik Abt. 103, Postfach 4, Weismain (13a).**

Strampelchen Kinder-Schutz- u. Sicherheitsdecke von Schwesler Kathe Retzlaff. **Erhältlich in Fachgeschäften.** Prospekt gratis. **„Für Ihr Kind"**, Abt. F 6 Recklinghausen-Süd

WOLLEN SIE Gitarre oder Akkordeon spielend leicht zu Hause spielen lernen?

MÖCHTEN SIE Ihr Musikinstrument für nur 6 DM Anzahlung erhalten?

VERLANGEN SIE sofort unseren Gratis-Katalog. Postkarte genügt.

MUSIK-WESTIN Abt. B 21 Hamburg 20, Postfach 38 02

Räder ab 82,-

Kinderräder, Anhänger. Nähmaschinen ab 195,- **Jubil.-Fahrradkatalog** oder Nähmasch.-Katalog gratis.

VATERLAND Abt. 349 Neuenrade i. W.

Alle Musik

direkt an Private **Buntkatalog** kostenlos. Größte Auswahl! Barrabatt oder Teilzahlung

ab 30,-

HERFELD & CO., Abt. 349 Neuenrade i. W.

Postkarte genügt

Kostenlos

225-seitigen Foto-Katalog mit 277 günst. Foto- und Filmapparaten-, Projektoren- u. Feldstecher-Angeboten. Kamera ABC, 20 Schaja Vorteile. ⅓ Anzahl., 10 Raten, Ansicht, Garantie. Ihre alte Kamera nehmen wir in Zahlung.

PHOTO SCHAJA

Abt. 11 MÜNCHEN 22

F. Weimer - Oberpleis

Anspruchsvolle wählen

Vom Neuesten das Interessanteste ... prompt in der

Ihr Herz bleibt jung

Neu! Neo-Zirkulin

Allium-Perlen

schützen vor Alters-beschwerden

Bewährte Heilpflanzen

für Herz und Kreislauf

Proben in Apoth. u. Drogerien

rasch Ihre Unterschrift." Er schiebt ihr das Formular hin, reicht ihr den Federhalter, den er vorher noch einmal in die Tinte getaucht hat.

Doris spürt das leichte Zittern ihrer Hand. Die Buchstaben tanzen vor ihren Augen. Ich kann nicht unterschreiben – schreit es in ihr. Ich kann nicht, ich kann nicht...

Pfarrer Bernhards Stimme dringt wie aus der Ferne an ihr Ohr: „Was haben Sie denn, Fräulein Kröger? Ist irgend etwas nicht richtig?"

„Doch. Es... es ist alles in Ordnung", stammelt sie.

Doris streift Georg mit einem hilfesuchenden Blick, dann das Kruzifix an der Wand. Nein, das Wunder geschieht nicht. Jetzt berührt die Feder das Papier, setzt an zum ersten Buchstaben. Warum bebt die Erde nicht? Warum hält mich niemand zurück? Nichts, nichts. Da steht schon der Vorname auf dem Papier. Wieder zögert sie. Noch kann ich alles sagen – denkt sie. Noch ist es nicht zu spät. Kinder keine... Da steht es. Doch, es ist zu spät. Sie holt tief Luft, schreibt den Nachnamen. Pfarrer Bernhard nimmt das Formular zurück. „Verstehe schon", meint er begütigend, „eine Eheschließung bedeutet schließlich einen gewaltigen Einschnitt in das Leben. Manche Menschen, gerade die jüngeren, nehmen sowas viel zu leicht. Eine Unterschrift, ein Ja-Wort, schon sind sie verheiratet. Aber in ihrem hintersten Gedankenstübchen sehen sie schon den Rettungsanker: Wenn's nichts wird, dann läßt man sich eben wieder scheiden. Sie sind da anders, Fräulein Kröger. Das habe ich eben gemerkt. Sie gehören nicht zu den oberflächlichen Menschen."

Pfarrer Bernhard wendet sich an Georg: „Mein Junge – man kann dir wirklich gratulieren!"

Als sie das Pfarthaus verlassen, ist es Doris, als habe sie ihr Todesurteil unterschrieben.

*

„Nein, keine große Feier, aber darauf müssen wir heute abend schon alle anstoßen", sagt Willem Ambrock. Es ist Spätnachmittag geworden. Georg ist einverstanden.

Doris lehnt, die Arme vor dem Oberkörper gekreuzt, an der Wand. Vater Ambrock will noch etwas sagen, man spürt es. Er kratzt sich die Bartstoppeln, sieht seinen nunmehr einzigen Sohn etwas von unten her an und läßt die Zungenspitze über die Oberlippe gleiten. „Also paß mal auf, Georg", beginnt er, „ich weiß nicht, wie du darüber denkst, aber..." Er hält inne und kratzt sich erneut.

Georg kennt seinen Vater viel zu gut, um nicht zu wissen, daß jetzt etwas Unangenehmes kommt.

Dann fährt Willem Ambrock fort: „Eine Sache, die mir schon lange auf dem Herzen liegt. Die Parkers. John und ich sind doch uralte Freunde. Die Parkers haben uns im Krieg sehr geholfen, und später habe ich ihnen mal unter die Arme greifen können. Die Geschichte kennst du ja. Aber so eine alte Freundschaft darf nicht in die Brüche gehen, nur weil sich Manuela ein bißchen merkwürdig benommen hat."

Georg braust auf: „Du willst die Parkers einladen? Heute abend? Ausgerechnet heute abend? Da bin ich absolut dagegen."

Vater Ambrock spielt am obersten Knopf seiner Jacke. Er dreht ihn solange, bis er ab ist. Aber er scheint es gar nicht zu merken. „Gerade heute", beharrt Vater Ambrock. „Dann schlagen wir gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe. Wir sind ihnen längst schon eine Einladung schuldig. Und Manuela soll wissen, daß hier mit offenen Karten gespielt wird. Und daß dieses Spiel ernst ist. Ich meine... daß es zwischen Doris und dir nichts mehr zu rütteln gibt. Das Mädchen muß aus seiner Traumwelt herausgerissen werden und endlich begreifen, daß Doris und du zusammengehören. Dicker Schlußstrich. Manuela und die Parkers bleiben unsere guten Freunde, so wie früher, nicht mehr und nicht weniger."

Schweigen zwischen Vater und Sohn.

Georg zieht dann die Schultern hoch. „Ich weiß nicht recht. So wie sie sich neulich aufgeführt hat, als ich mit Doris von der Küste kam..."

„Deshalb ja eben," Georg. Damit sowas ein für allemal aufhört."

„Na schön. Wie du denkst. Aber dann ruf' du an. Ich tu' es nicht."

Ambrock klopft seinem Sohn auf die Schulter. „Na siehst du. Hab' doch gewußt, daß du vernünftig bist."

Doris geht hinüber in ihr Zimmer. Sie hat Kopfschmerzen. Sie fühlt sich elend. Das Gewissen plagt sie. Kinder keine. Diese zwei Worte, hingeschrieben von Pfarrer Bernhard, stehen wieder flammend vor ihren Augen. Und nun kommen abends auch noch die Parkers. Manuela. Das Mädchen auf dem temperamentvollen Rappen. Die blitzenden Augen. Der verführerische Mund. Der enge Reitdreß und das fliegende Haar. Manuela, die Eifersüchtige. Doris fühlt mit dem Instinkt einer Frau, daß dieses Mädchen keinen Frieden geben wird. Doris spürt die Gefahr.

*

Händeschütteln, Lächeln, die übliche Begrüßung. John Parker ist mit Willem Ambrock schnell in ein berufliches Gespräch vertieft. Betty Parker unterhält sich mit Edith Ambrock. Und Manuela steuert selbstbewußt auf Doris zu. Das Mädchen trägt ein auf die Haut geschneidertes, schulterfreies Kleid, der Brokatstoff schimmert im Kerzenlicht. Das dunkle Haar hat sie zu zwei Zöpfen geflochten, was ihrem Aussehen eine kindlich-frivole Note verleiht. Das Dekolleté ist um eine Kleinigkeit zu tief geraten.

Doris hat ein plissiertes, schwarzes Cocktailkleid an, die schwarze Spitze des Petticoats lugt frech hervor. Trotzdem ist Doris allein vom Typ her damenhafter und nicht so verspielt.

Doris und Manuela reichen sich die Hand. Und schon läßt Manuela eine kleine spitze Bemerkung fallen: „Wie schön, Georg so gut aufgehoben zu wissen! Falls noch ein Trauzeuge benötigt wird, würde ich mich gern zur Verfügung stellen."

„Danke", entgegnet Doris kühl, „Frau Doktor Ambrock und Herr Claus Steensand haben sich bereits angeboten. Übrigens – kennen Sie unseren Gast aus Hamburg eigentlich schon?" Doris hegt die Hoffnung, daß sich Claus auf die gutaussehende Nachbarstochter stürzen wird.

Manuela schüttelt den Kopf. „Nein, ich hatte leider noch nicht das Vergnügen."

Der Hamburger hat es sich in der Sesselecke der Wohnhalle bequem gemacht. Er stemmt jetzt seine schlaksige Figur aus den Polstern, deutet vor den Gästen eine Verbeugung an. Willem Ambrock macht Claus mit den Parkers bekannt. Steensand mustert Manuela ungeniert von oben bis unten, aus seinem aufgedunsenen Gesicht ist Anerkennung zu lesen. Aber schon sind seine Augen bei Doris. Claus Steensand hat wieder getrunken, viel zu viel getrunken. Whisky, den besten, den er in Willem Ambrocks Bar finden konnte.

Bismarck beginnt mit dem Servieren. Nach dem Essen steht Tante Edith auf und sagt: „Trinken wir alle auf das Brautpaar! Auf daß die beiden sehr glücklich miteinander werden!"

Dann verläßt man die Tafel, geht hinüber zu den Sesseln, die um einen niederen, runden Tisch stehen. Der schwarze Butler bringt Whisky, Kognak, Gin, Eis und Soda. Tante Edith bemüht sich nach Kräften, die Tischrunde zu unterhalten. Aber Doris ist schweigsam, ebenso Georg. Manuela blickt ab und zu verstohlen zu Georg hinüber, und der angetrunkene Claus Steensand fixiert Doris. Mit schwerer Zunge sagt er: „Also – ihr müßtet alle mal nach Hamburg kommen. Dann zeige ich euch Sankt Pauli. Aber das richtige Sankt Pauli. Doris – du kennst es ja noch." Er rutscht wieder in das vertrauliche Du, so wie am Tag seiner Ankunft auf der Ambrock-Pflanzung. Die Parkers werfen sich vielsagende Blicke zu. Dieses „Du" klingt ihnen doch verdächtig... (Fortsetzung folgt)

Du kannst den Vergaser wieder zusammenbauen! Benzin ist alle...

auch haben!!

Wetten, daß es das Marmeladenbrot des großen Bruders ist, was sie »auch haben« will? Mutti, gibs ihr ruhig! Baby ist jetzt in dem Alter, wo es leichte Speisen mitessen darf. Wenn auch die zarte Kinderhaut manchmal auf diese Erweiterung des Speisezettels durch gelegentliche Reizbarkeit reagiert – eine vorsorglich weitergeführte Penatenpflege läßt es nie zu empfindlichen Rötungen kommen. In diesem Alter erst recht sollten Penaten-Creme, Penaten-Puder und Penaten-Öl zu den ständigen Pflegemitteln für unser Kind gehören. Penaten finden Sie in allen Apotheken und Drogerien.
Auch in Österreich und der Schweiz erhältlich.

PENATEN
Creme·Puder·Seife·Öl

Tuberkulose frisch vom Huhn

Fortsetzung von Seite 9

Hühner und Rinder leben gleichzeitig in diesem Stall. Das ist ein Zustand, der in der Bundesrepublik keineswegs selten ist. Daß damit jedoch ständig eine Infizierung des Viehs durch tuberkulöse Hühner droht, ist bisher den wenigsten Tierhaltern bekannt gewesen. In Zukunft wird man alle anderen Tiere von den Hühnern trennen und isolieren müssen.

Der bundesdeutsche Normalverbraucher weiß wohl, daß es eine Krankheit gibt, die man Tuberkulose nennt, und die, wenn sie bösartig auftritt, zum Tode führt. Wir wissen auch gerade noch, daß diese Tuberkulose vorwiegend beim Menschen, gelegentlich auch bei Tieren auftritt, bei Rindern, Schweinen, Hühnern, Pferden, Hunden und bei Katzen.

Was wir aber bislang nicht wußten, ist die Tatsache, daß die Tuberkulose beim Huhn in einer geradezu unvorstellbaren Häufigkeit verbreitet ist. Wir wußten nicht, daß diese tb-verseuchten Hühnerbestände ein Tuberkulose-Reservoir für die Rinder und nicht zuletzt auch unmittelbar für den Menschen sind.

Mit der Kehllappen-Probe untersuchen Wissenschaftler die Geflügelbestände des Landes Baden-Württemberg, das den Kampf gegen die Hühner-Tb bereits mit allen Mitteln aufgenommen bat.

Tuberkulosefälle beim Menschen, die durch den „Geflügeltyp" des Tuberkelbazillus hervorgerufen werden, gab es sicher schon immer, nur sind sie bisher als solche nicht erkannt worden. Noch bis zum Jahr 1910 bezeichnete man bei diesen Fällen die isolierten Erreger als „Übergangsformen" zwischen dem „Menschen"- und dem „Rindertyp" des Tb-Bazillus. Daß jedoch auch die Geflügeltuberkulose den Menschen befallen kann, hat jetzt Dr. Nassal, ein Wissenschaftler des Tierhygienischen Instituts der Universität Freiburg, an Hand umfangreicher Untersuchungen eindeutig nachgewiesen.

Es begann damit, daß man sich Gedanken über die ständige Neuverseuchung tb-freier Rinderbestände machte. Irgendwo mußten die Krankheitserreger ja herkommen! Irgendwo mußten Ansteckungsquellen vorhanden sein, die bisher verborgen geblieben und nicht erkannt worden waren.

Mit Hilfe einer genauen Typendifferenzierung der Tuberkuloseerreger, zwischen dem sogenannten Menschentyp, dem Rindertyp und dem Geflügeltyp, fand Dr. Nassal die Antwort auf diese Fragen:

Es ist der Geflügeltyp, der vorwiegend für die Neuinfektion der Rinderbestände verantwortlich ist.

Daß er damit gleichzeitig eine bisher beim Menschen wenig oder gar nicht beachtete Infektionsquelle gefunden hatte, war eine zusätzliche Erkenntnis, die aber in ihrer grundsätzlichen Bedeutung keineswegs verkannt werden darf.

Schlagartig wurde jetzt deutlich, daß die Human-Medizin, bei der, wie der Name sagt, der Mensch im Mittelpunkt der Forschung steht, im Grunde genommen auf diese neuen Erkenntnisse gar nicht kommen konnte, sondern daß dies erst durch den wissenschaftlich arbeitenden Tierarzt möglich wurde.

So hat man in Freiburg festgestellt, daß von 1000 geschlachteten Rindern, die an Tuberkulose erkrankt waren, vor allem tb-infizierte Hühner die Ansteckung verursachten. Die Zahl der Neuverseuchungen bereits sanierter Rinderbestände wird für die Bundesrepublik jährlich auf 120000 Rinder geschätzt. Das Freiburger Institut glaubt, daß ein Drittel dieser Tiere, also 40000 Rinder, dabei durch tuberkulöses Geflügel angesteckt worden sind.

Die mit dem „Geflügeltyp" infizierten Rinder zeigen bei der Schlachtung häufig keine oder nur geringfügige tuberkulöse Veränderungen; die Ansteckung kann aber auch zu schweren Erkrankungsformen führen. (Ähnliches gilt für das Schwein, bei dem in zunehmendem Maße ebenfalls der Geflügeltyp des Tuberkuloseerregers festgestellt wird).

Der Schaden ist in den betroffenen Tierbeständen groß, denn seit dem Inkrafttreten der neuen Bestimmungen über das Fleischbeschau-Gesetz, am 25. März 1961, verfällt jedes mit Tuberkulose behaftete Tier der Beurteilung „bedingt tauglich", soweit es nicht völlig untauglich ist; sein Fleisch darf nur noch in gekochtem Zustand über die Freibank an den Verbraucher verkauft werden.

Das Huhn ist der Hauptschuldige: Auf Grund der Unterlagen des Tierhygienischen Instituts in Freiburg haben sich in Baden von 2676 untersuchten Hühnerbeständen etwa 50 % als tb-verseucht erwiesen. Es besteht kaum ein Grund anzunehmen, daß dieser Prozentsatz in anderen Bundesländern wesentlich niedriger ist.

Am gefährlichsten ist jedoch das tb-verseuchte Huhn als unmittelbare Ansteckungsquelle für den Menschen. Nach Untersuchungen von deutschen und russischen Wissenschaftlern enthalten bis zu 54 % der Eier von infizierten Hühnern krankmachende Erreger. Durch Pasteurisierung der Volleier während 40 Minuten und bei 60° Celsius können die Tb-Bakterien nicht abgetötet werden. Erst nach acht Minuten langem Kochen ist ein Ei keimfrei. Ein wachsweiches Ei, wie wir es zum Frühstück lieben, kann also immer noch Träger krankheitserregender Tuberkelbakterien sein.

Im Fleisch tuberkulöser Hühner, so hat man im Tierhygienischen Institut der Universität München herausgefunden, sind bei 73 % der geprüften Fälle Krankheitserreger gefunden worden. Als Mindestgehalt an Erregern wurden pro 10 Gramm Fleisch 10000 Keime ermittelt! In Dresden gelang der Nachweis der Erreger im Fleisch tuberkulöser Schlachthühner zu 91 %.

Von ganz besonderer Bedeutung ist die Tatsache, daß die Keime nicht durch den im Haushalt üblichen Bratprozeß abgetötet werden, ebensowenig

40000 von 120000 neu infizierten Rindern werden jährlich von Hühnern mit Tuberkulose angesteckt, so hat das Freiburger Tierärztliche Institut geschätzt. Wären alle Tiere unseres Schaubildes (oben) mit Tb infiziert, dann zeigten die mit Kreisen versehenen Tiere die Anzahl derer, die durch Hühner angesteckt wurden. Das ist ein gefährlich hoher Prozentsatz.

Hühner aus der Tiefkühltruhe, appetitlich in Cellophan verpackt, aus dem In- und Ausland: Auch das neue, strenge Lebensmittelgesetz ändert nichts daran, daß jedes zehnte dieser Hühner und Hähnchen tuberkulös in den freien Verkauf kommt. In bestimmten Gegenden kann dieser Prozentsatz noch höher liegen. Bei den Eiern ist das Verhältnis ähnlich.

durch den Grillvorgang. Den Tuberkelbakterien geschieht auch durch das Gefrieren in Tiefkühltruhen nichts.

Während nun der Verbraucher gegen den Genuß gesundheitsschädlichen Fleisches tuberkulöser Schlachttiere geschützt ist, fehlen bis heute Kontroll- und Schutzmaßnahmen, die uns vor verseuchten Eiern und infiziertem Geflügel bewahren.
Hier muß Abhilfe geschaffen werden.

Häufig genug findet man in Bauernhöfen, und hier vor allem in bäuerlichen Kleinbetrieben, die Hühner im Rinderstall untergebracht. Diese Hühner laufen über das Futter für das Rindvieh, verschmutzen es und liefern damit seuchenerregendes Material, mit dem das Rind ständig in Berührung kommt. In andern Höfen haben die Hühner zwar ihren eigenen Stall, doch nützt das nichts, wenn sie tagsüber auf der gleichen Weide wie die Rinder umherlaufen. Die weit verbreitete Meinung, daß die Hühner mehr Eier legen, wenn sie einen guten Auslauf haben, ist, nebenbei bemerkt, erwiesenermaßen irrig.

Indessen hat das Land Baden-Württemberg als erstes Bundesland damit begonnen, die Hühnertuberkulose versuchsweise zu bekämpfen. Die Veterinärverwaltung zieht aus den neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen des Freiburger Instituts die Nutzanwendung. So wurde zunächst die „Tuberkulinisierung der Hühnerbestände" in den einzelnen Gemeinden begonnen; dabei wird an sämtlichen Hühnern die sogenannte Kehllappen-Probe vorgenommen. Bei dieser Probe kann mit 60prozentiger Gewißheit festgestellt werden, ob ein Huhn tuberkulös infiziert ist oder nicht. Andere Mittel, die Krankheit am lebenden Huhn festzustellen, kennt man bis heute noch nicht; aber diese Kehllappen-Probe ist zumindest als Herdentest durchaus brauchbar und gerechtfertigt.

Genaue Zahlen über den Umfang der verseuchten Bestände im Bundesgebiet gibt es nicht. Immerhin aber hat man schon im Jahre 1958 die Befunde anderer Bundesländer zusammengestellt und dabei kam man zu dem Ergebnis, daß Bayern hier mit 13,5 % tb-verseuchter Hühner an der Spitze liegt, gegenüber Berlin mit nur 2,5 %. Als Bundesdurchschnitt einer Verseuchung werden etwa 6 % angegeben.

Daß diese Zahl zu niedrig ist, geht daraus hervor, daß erfahrungsgemäß ja nur ein kleiner Teil der verendeten Hühner, die zum Teil das Zahlenmaterial für die statistische Erfassung und Auswertung darstellten, an die Institute zur Sektion eingesandt wurde. Darüber hinaus werden durch die Kehllappen-Probe als Diagnostikum zur Feststellung der Tb des Geflügels nur 60 % der tatsächlich infizierten Hühner angezeigt.

Fazit: Mehr als 10 % aller Hühner im Bundesgebiet sind tb-verseucht!

Wie die Dinge im Ausland liegen, ist uns nicht bekannt. Aber man hat allen Grund anzunehmen, daß die Verhältnisse dort kaum anders sind als bei uns.

Diese hier aufgezeigten Tatsachen sollen keineswegs eine Psychose unter den Liebhabern pflaumweicher Frühstückseier und gegrillter Hähnchen hervorrufen: Nicht jeder, der ein tuberkulöses Brathendl ißt oder ein infiziertes Hühnerei, muß notgedrungen tuberkulosekrank werden. Für jeden einzelnen Menschen unserer Zeit ist es, auf Grund statistischer Erhebungen, sehr wahrscheinlich, daß er viermal im Monat einem offen tuberkulösen Mitmenschen begegnet, ohne deshalb gleichfalls krank zu werden. Ausschlaggebend für eine Infektion ist neben den Erregern auch die jeweilige gesundheitliche und seelische Verfassung. Genauso verhält es sich bei der Ansteckung durch den Geflügeltyp des Tuberkuloseerregers. Dr. Nassal hat diesen Erregertyp, während seiner Untersuchungen an 268 tuberkulösen Menschen, bei insgesamt 8,5 % der Patienten festgestellt, und zwar bei Patienten vom Land zu 9,5 % und bei Städtern zu 6,8 %. Neben relativ gutartigen Erkrankungsformen fanden sich allerdings auch solche mit tödlichem Ausgang.

Die angegebenen Zahlen mögen erschrecken oder auch nicht; jede Verniedlichung aber wäre in diesem Fall unangebracht, wäre gefährlicher Leichtsinn. Vor allen Dingen ist es jetzt nötig, durch gesetzliche Maßnahmen zu verhindern, daß weiterhin tuberkulöse Hühner und Eier zum freien Verkauf gelangen. Ähnlich wie bei unseren Maßnahmen zur Bekämpfung der Tuberkulose beim Menschen und beim Rind wird man in Zukunft bestrebt sein müssen, jedes als Infektionsquelle erkannte Erregerreservoir unschädlich zu machen. Ein solches Reservoir aber ist zweifellos die Tuberkulose bei den Hühnern.

Verlangen Sie Escorial auch in Österreich.

Und die Wirkung ist famos – selbst beim größten Trauerkloß!

ESCORIAL
grün 56%

Wie gut, wenn man im rechten Moment ein Fläschchen Escorial aus dem Eisschrank holen kann – denn der Escorial Grün 56% ist das Elixier für Schwung und gute Laune! Denken Sie daran, wenn Sie Gäste laden – und vergessen Sie nicht: Am besten schmeckt der Escorial, wenn Sie ihn

eisgekühlt trinken

ein Glas wirkt Wunder

Gutschein 55

Bitte senden Sie mir kostenlos und unverbindlich das Kochbüchlein „Escorialisierte Leckerbissen".
Name: .....
Adresse: .....

GEFU/peschke

ANTON RIEMERSCHMID MÜNCHEN

Wer ist Mister

Ein Bericht über den Einfluß der Unterwelt auf das amerikanische Profiboxen

Eddie Caca, früher „trigger" („den Finger am Abzug") der Mard GmbH, dann Box-Manager und Ringveranstalter, hat in Miami den Parkwächter Johnny Smith niedergeschossen, weil der sich weigerte, Cacas völlig verdreckten Wagen mitten in der Nacht für einen Dollar zu waschen. Caca wurde 1955 zu „lebenslänglich" verurteilt. Im Zuchthaus Rayford/Florida schaffte er es, zum Leiter der Spartabteilung ernannt zu werden. Er ist nicht unbeliebt bei den Wärtern und Insassen, er genießt allerlei Vergünstigungen und kann mit seinem Geld leben wie ein Fürst. Es muß anerkannt werden, daß seine Spartprogramme auf die Gefangenen einen guten Einfluß haben. In einer Presseverlautbarung hieß es darüber: „Er (Caca) hat Ruhe und Ordnung unter diese Burschen gebracht. Früher gab es hier alle paar Tage eine blutige Messerstecherei, heute werden irgendwelche Meinungsverschiedenheiten unter seiner Leitung im Boxring ausgetragen."

Trotz seiner ständigen Verbindung mit dem Fightmob außerhalb der Mauern von Rayford gibt Coco vor, daß er mit dem Berufsboxen nichts mehr zu tun haben wolle. Von Reportern befragt, gab er zur Antwort: „Wenn ich je wieder herauskommen sollte, mache ich lieber in Staubsaugern als in Boxen. Zu viele Amateure (im Sinne von Eddie: ‚Nichtgangster') haben uns das Geschäft ruiniert. Zu viele Hitzköpfe wollen die alten, bewährten Regeln des Rackets ändern. Es ist aus mit den guten Zeiten. Mr. Grey und Jim Norris haben mehr für den Sport getan als alle die Moralisten zusammen."

James Dugan Norris, der stets als vornehmer Gentleman auftretende Millionär, der im ganzen Land bekannte Sportsmann, der – man könnte sagen – „Offizielle König des Berufsboxens", errang seine führende, in mancher Hinsicht beneidenswerte Position durch einen reichen Vater. Er war in vielen Sportarten zu Hause, früher aktiv, später als Promotor. Eishockey, Baseball, Tennis, Leichtathletik, kurz, alles was sich bewegt und einen Dollar einbringt, war seine Domäne. Seine Zuchtpferde waren bekannt auf den Rennbahnen des In- und Auslandes. Er hat viele Besitztümer. Unter anderen in Miami eine der pompösen Wohnstätten, bei denen nicht mehr von einer Villa die Rede sein kann, sondern nur noch von einem Palast.

Zusammen mit seinem Vater und Arthur Wirtz aus Chicago und deren Millionen kaufte Jim Norris sich nach und nach in die verschiedenen Sportbetriebe ein, um sie später zu monopolisieren. So brachte er z. B. das Olympia-Stadion in Detroit und das Chicago-Stadion in seinen Besitz, und es gelang ihm auch, sich eine maßgebliche Beteiligung an dem goldenen Tempel aller Boxveranstaltungen, dem Madison-Square Garden in New York, zu verschaffen. In jungen Jahren brachte er Sonja Henie nach Amerika, machte sie zur Berufs-Eisläuferin und zum Star der weltberühmten Schau „Hollywood on Ice".

Seine eigentliche Herrschaft im Boxsport – heute wissen wir, daß es nur eine vermeintliche Herrschaft war – begann erst, nachdem er im Jahre 1949 von Mike Jacobs dessen 20-Century-Boxclub übernommen hatte, den er unter dem Namen Nationaler Boxing-Club weiterführte.

Jim Norris, genannt „der Schelm der amerikanischen Aristokratie", war im Grunde der Gegenspieler der Unterwelt im Kampf um die Macht im Boxgeschäft. Die Ausdrücke „Gangster", „Rackets" und „Mobfight" gehörten nicht zu seinem Wortschatz. Nach außen hin kannte er niemanden von diesen Leuten, wollte auch nicht mit ihnen gesehen werden, geschweige denn in den Verdacht geraten, mit ihnen Geschäfte zu machen. Aber nichtsdestoweniger ist die Bekanntschaft zwischen ihm, dem Mitglied der „Oberen Zehntausend", und dem jähzornigen Schieber Coco so intim, daß er nicht umhin konnte, seinem Freund bei dessen Mordprozeß durch ein Leumundszeugnis beizustehen.

Für Norris begann das große Fernsehgeschäft, das schon Mike Jacobs eingeleitet hatte. Das Fernsehen verbreitete das Berufsboxen über den ganzen Kontinent von Küste zu Küste. Der Boxsport wurde zum Gemeingut der gesamten Nation. Eine neue Welt tat sich für den Boxsport auf, die auch von der Unterwelt nicht übersehen werden konnte.

Die Industrie hatte bald einen Verbrauch von 1200 Boxern im Jahr, um ihren Verpflichtungen aus den Fernseh-Verträgen nachkommen zu können. Die meisten dieser Boxer lagen fest an der Kette des Fightmobs. Norris mußte mit ihnen Geschäfte machen, ob er wollte oder nicht; das jedenfalls war später seine Entschuldigung.

Aber sie, die Fightmobs mit dem großen Drahtzieher Mr. Grey im Hintergrund, stellten die Positionslisten auf, nicht die offiziellen Box-Kommissionen. Sie waren und sind auch heute noch die eigentlichen, wenn auch unsichtbaren Regisseure auf den Bühnen des Berufsboxens, die den Boxern ihre Plätze anweisen.

Unterwelt-Filialen in allen Städten

Diese Art der Regie war nur auf überregionaler Basis möglich. Die Syndikate unterhielten darum Filialen in allen bedeutenden Städten. Die Box-Racketiers verfolgten dabei die altbewährten Methoden der Maffia und anderer Verbrechergruppen. So geriet das Profi-Boxen mehr und mehr in die Fänge der weitverzweigten und praktisch immunen Unterwelt. Unter ihrer Führung wurden spezielle, legal erscheinende Organisationen errichtet, die die altbewährten Institutionen mit ihrem unantastbaren Ehrenkodex ablösten. Machenschaften, die wie im Falle Primo Carnera noch als Ausnahme gelten konnten, wurden zur Regel. Stars wurden gemacht und vernichtet, je nachdem, wie es den Drahtziehern nützlich erschien.

Das Hauptaugenmerk dieses neuen Regimes war dabei nicht mehr – wie im Falle Jake La Motta – auf Wettschiebungen und ähnliche Manipulationen gerichtet, sondern auf die lukrativste Placierung der Boxer in den Millionen-Verträgen mit der Fernseh-Industrie. Wenn dabei Bestechungen und Drohungen nicht zu dem erwünschten Ziel führten, einen widerspenstigen oder unabhängigen Boxer gefügig zu machen, griff man zu anderen Mitteln wie im Fall der „Bitteren Orange".

*

Bei einem Ausscheidungskampf um die Weltmeisterschaft im Halbschwergewicht zwischen Harold Johnson und Julio Mederos in Philadelphia fällt dem Berichterstatter John Webster vom ‚Philadelphia Inquirer' bei Harold Johnson ein sonderbares Verhalten auf. Webster ist ein gewiegter Reporter. Er hat Hunderte von Ring-Schlachten gesehen und für seine Leser analysiert. Er kann von weitem einen Haken erkennen, wenn die Sache einen Haken hat. Johnson gefällt ihm nicht. Er hat noch keine Erklärung dafür, er hat nur das unbestimmte Gefühl, daß da irgendetwas nicht stimmt. Unmittelbar hinter ihm sitzt John Saunders, der Sekretär der Philadelphia Box-Kommission. Zu ihm wendet sich Webster um:

„Was ist denn heute bloß mit Harold los? Er sieht so mitgenommen aus, obwohl wir erst am Anfang sind."

Johnson fällt um

Saunders gibt etwas auf das Wort des bekannten Sportjournalisten und schickt Dr. Ayala, den offiziellen Arzt der

Staatsanwalt Frank S. Hogan

John G. Bonomi, genannt Jack

Grey?

Kommission, während der ersten Pause in den Ring, um Johnson zu untersuchen. Aber die kurze Zeit der Pause reicht nicht aus für eine verbindliche Diagnose.

Der Kampf geht in die zweite Runde. Johnson macht ein paar Vorstöße, aber dann, während eines Clinches (gegenseitige Umklammerung) und ohne einen einzigen Schlag erhalten zu haben, sackt er zusammen.

Dr. Ayala bricht den Kampf ab. Johnson muß auf einer Bahre in den Ankleideraum gebracht werden. Eine Urin-Analyse ergibt, daß das Quantum an Barbitur-Säure in seinem Körper zu einem Winterschlaf ausgereicht hätte.

Die Sache kommt vor die Boxbehörde. Harold Johnson ist als ein ehrgeiziger, aber absolut fairer Boxer bekannt, der trotz seinem großen Können wenig Kämpfe bekommt, weil er sich nicht in die Positions-Liste der Gangster einreihen lassen will. Er macht folgende Aussage:

Die bittere Orange

„Kurz vor Beginn des Kampfes sprach mich ein Mann an, den ich irgendwo schon mal gesehen hatte. Er machte einen ganz netten Eindruck, roch aber furchtbar nach Knoblauch. Er wünschte mir Erfolg zu dem bevorstehenden Kampf, und als er sich verabschiedete, drückte er mir eine prächtig aussehende Apfelsine in die Hand. Ich nahm sie mit in den Ankleideraum. Dort lutschte ich sie aus, aber der Saft war so bitter, daß ich im Scherz zu meinem Sekundanten Skinny Davis sagte: ‚Mensch, die Apfelsine ist so bitter wie deine Galle, wenn du schlechte Laune hast.' Und dann schmiß ich den Rest der Apfelsine in die Toilette."

Auf die Herren der Boxbehörde macht diese Aussage wenig Eindruck. Trotz seinem makellosen Ruf wird Johnson für sechs Monate suspendiert und muß sich den Verlust seiner Börse gefallen lassen.

Die Polizei dagegen interesiert sich etwas mehr für die bittere Orange. Man legt dem Boxer eine Anzahl Bilder von bekannten Verbrechern vor, unter denen Johnson das Konterfei des „Knoblauch-Essers" mühelos herausfindet. Man indentifiziert den Galgenvogel als Louis Saccaroma, eine wegen Rauschgifthandels mehrfachs vorbestrafte Unterwelt-Figur. Wie ich herausstellt, ist Saccaroma Undercovermanager von Jolio Mederos und einer der Frontmänner von Mr. Grey.

Die Ausnahme

Leider hatte Johnson das corpus delicti weggespült, so daß wieder einmal nichts bewiesen werden konnte. Wenn man aber weiß, daß der Boxer wiederholt angebahnte Verhandlungen mit „Blinky" Palermo strikt abgelehnt hatte, liegt der Fall der bitteren Orange klar auf der Hand.

Zu Harolds Glück nahm sich dann der Millionär und Sportidealist Pat Olivieri seiner an, und so konnte Johnson – eine rühmliche Ausnahme – dem Fightmob zum Trotz den Weltmeistertitel im Halbschwergewicht ein Jahr später doch noch erringen.

*

Das amerikanische Publikum hat fünf Möglichkeiten, einen Berufs-Boxkampf zu sehen: in der Arena, in der Wochenschau, in einem Spezialfilm, im Fernsehen oder – und das ist bei den großen Titelentscheidungen die für den Unternehmer besonders ertragreiche Möglichkeit – im sogenannten „closed circuit", in den Sonder-Kino-Fernseh-Vorstellungen. Bei solchen Vorstellungen wird die Original-Fernseh-Übertragung in besonders eingerichteten Kinos auf der Großleinwand vorgeführt; dies natürlich nur in solchen Städten, die von der normalen Fernseh-Übertragung ausgeschlossen sind, und zu Eintrittspreisen, die zwischen drei und sechs Dollar liegen.

Die Tele-Prompter-Gesellschaft, die heute bei allen großen Boxveranstaltungen ein gewichtiges Wort mitredet, besitzt über 200 dieser Einrichtungen, aufgrund von Verträgen mit den entsprechend eingerichteten Kinos in allen Staaten des Landes.

Die Einnahmen aus den „closed circuit" ersetzen die früheren Millionenbeträge der Goldenen Zeit des Faustkampfes an den Kassen der Arenen.

750000 zahlten

Hierfür ein Beispiel: Zu dem Weltmeisterschafts-Kampf zwischen Patterson und Johansson in Miami waren nur 15532 Zuschauer gekommen. Schmeling dagegen kämpfte gegen Louis noch vor 70000 Zuschauern. Die 15532 Zuschauer in Miami zahlten zusammen 502000 Dollar an der Kasse, eine relativ

Harold Johnson, Halbschwergewichts-Meister der NBA, der in die bittere Orange biß, umgibt sich stets mit einer Leibwache, wenn er vor einem Kampf steht.

Wer ist Mister Grey?

geringe Summe, wenn man sie mit dem zweiten Tunney-Dempsey-Kampf vergleicht, der über 2 ½ Millionen einbrachte. Aber 750000 Menschen zahlten zusätzlich je ungefähr fünf Dollar in 207 verschiedenen Kinos in den Vereinigten Staaten, um zur selben Zeit den Kampf zwischen Patterson und Johannson mitzuerleben.

Von diesen 3,75 Millionen aus dem Kinogeschäft zahlte Mr. Irving Kahn, der Präsident der Tele-Prompter-Gesellschaft, 800000 Dollar an die Feature Sports Inc., die den Miami-Kampf veranstaltet hatte.

Das Fernsehen im allgemeinen und der „closed circuit" im besonderen machten das Profi-Boxen zu einer ungewöhnlich gewinnbringenden Industrie. Es nimmt deshalb nicht wunder, daß sie solch finstere Existenzen wie den wiederholt erwähnten Mr. Grey und seinen Anhang auf den Plan brachte, die mit allen Mitteln des „Gangland-Terrors" darum kämpften, einen, Antei davon zu erbeuten oder sogar die Sahne davon abzuschöpfen.

Häftling Nr. 109032

Noch einmal: Wer ist Mr. Grey? Nicht ohne Absicht haben wir diese Frage schon wiederholt gestellt, eine Frage nämlich, die von Anfang an die Untersuchungsbehörden, vom Bezirksanwalt in Brooklyn bis zum Präsidenten des Senatsausschusses, aufs lebhafteste beschäftigte und die erst nach jahrelangen Ermittlungen beantwortet werden konnte. 20 Jahre lang hatte dieser Mr.Grey, ohne jemals selbst in Erscheinung zu treten, die gesamte Profi-Boxwelt so beeinflußt, daß die meisten Boxer und auch die namhaftesten Box-Manager und Ring-Veranstalter bereit waren, ihm in irgendeiner Form ihren Tribut zu zahlen.

Bereit waren und noch bereit sind; denn wenn auch der „Große Unbekannte" – nennen wir ihn einstweilen noch Mr. Grey – als Nr. 109032 im Gefängnis auf Rikers Island hinter Gittern sitzt, so schließt diese Tatsache nicht aus, daß er noch immer durch unsichtbare Fäden mit seinen Adjutanten und Frontmännern wie „Blinky" Palermo, John Vitale, Tony „Fat" Salerno und anderen verbunden ist und nach wie vor das Heft in Händen hat.

Staatsanwalt Hogan und Senator Kefauver waren die treibenden Kräfte in dem erbitterten Kampf für die Säuberung im Berufsboxen. Der Mann aber, der in beider Auftrag das Rätsel um Mr. Grey löste, die Verbindung mit Norris aufdeckte und den Millionär selbst zu Fall brachte, war der 37jährige John G. Bonomi aus Brooklyn, allgemein als Jack Bonomi bekannt.

Von frühester Jugend an lernte Jack durch seine Mutter, eine erfolgreiche Anwältin und auch Autorin vieler Fachbücher, eine Kapazität für knifflige Rechtsfragen, die Materie seines späteren Berufes kennen. Als gelehriger Schüler nahm er teil an den geistigen Safaris durch das schier undurchdringliche Dickicht auf der Grenze zwischen Recht und Unrecht. Während seines juristischen Studiums wurde er Schwergewichtmeister seiner Universität – mit dem Boxsport kam er also in hautnahe Berührung –, und aus dem Zweiten Weltkrieg brachte er sechs Tapferkeits-Medaillen nach Hause

Ein vergessenes Gesetz

Staatsanwalt Hogan stellte den vielversprechenden jungen Mann im Jahre 1953 bei sich an. Schon nach kurzer Zeit landete Jack in der Anti-Rackets-Zentrale und wurde mit der Untersuchung gegen einige Gangster betraut, deren Tätigkeit sich auch auf das Boxgeschäft erstreckte. Durch einen Zufall entdeckte er ein altes, vergessenes Gesetz, das Undercover-Manöver von Box-Managern und Ring-Veranstaltern unter Strafe stellte. Damit war endlich die Möglichkeit gegeben, der fast schon legendären Immunität der Unterwelt-Schieber wirksam entgegenzutreten und den Herren mit harten Paragraphen auf den Pelz zu rücken.

Mit harten Paragraphen nicht nur dieses einen, von Bonomi ausgegrabenen Gesetzes, sondern auch aus den Anti-Trust- und Anti-Monopol-Gesetzen. Das war seine zweite Waffe.

Das Boxgeschäft aber, auf das er nur durch Zufall gestoßen war und das er zunächst nur als Mittel zum Zweck benutzt hatte, um einige seiner Gegenspieler mit dem alten, von ihnen mißachteten Gesetz zu überfahren, das Boxgeschäft mit seinen nunmehr unverkennbaren Verbindungen zur Unterwelt wurde von nun an sein Spezialgebiet. Und er war es auch, der als erster vor die Frage gestellt wurde: Wer ist Mr. Grey?

Lange Zeit tappte er im dunkeln. Die Informationen flossen nicht, sondern tröpfelten nur. Aber eines zeichnete sich schon ab: Nach allem, was er erfuhr, konnte es sich bei diesem Mr. Grey nur um einen Mann von gnadenloser Brutalität handeln, um einen Gangster, der schlechthin Angst und Schrecken verbreitete, der sein Ansehen in der Unterwelt einer langjährigen Führungsstelle im Syndikat verdankte und der vermutlich der alten Garde der Mord GmbH.-Trigger angehörte. Das war eine Spur: denn die meisten dieser Mördgesellen waren tot oder saßen hinter Gittern.

Zusammen mit dem F. B. I.

Bonomi verschaffte sich Sondervollmachten. Er wurde unmittelbar der Bundesbehörde unterstellt und nahm enge Fühlung auf mit dem F.B.I. Er erhielt die Erlaubnis, die Telefongespräche aller in Frage kommenden Vorposten der Unterwelt abhören zu lassen und setzte hierfür Beamte ein, die fließend italienisch sprachen.Das organisierte Verbrechertum in den USA liegt nun einmal zu einem großen Teil in den Händen der sizilianischen Emigranten, in enger Verbindung mit der ‚Schwarzen Hand', der Maffia.

Bonomi zapfte u. a. die Leitung an von Frank Costello, dem ‚König der Spielerwelt', der nicht nur die legalen Spielklubs, sondern auch den gesamten Vertrieb der Spielautomaten kontrollierte, von Albert Anastasia, der trotz seiner 30 Morde für die Mörder GmbH. immer noch auf freiem Fuß lebte – inzwischen hat er, wie wir noch sehen werden, nach bester Gangstermanier das Zeitliche gesegnet –, und von Frankie Carbo, der schon vor 20 Jahren mit dem Boxgeschäft zu tun hatte, der aber seit seinem letzten Mordprozeß nie wieder irgendwie in Erscheinung getreten war.

Bonomi streckte aber auch seine Fühler nach den Chefbüros und Privatleitungen von Jim Norris aus.

Mögen auch alle Wege nach Rom führen, nicht ein einziges Telefongespräch führte jedoch zu Mr. Grey.

Im nächsten Heft:

In der Unterwelt platzt eine Bombe · „Ich verweigere die Aussage"

Oskars Abenteuer: Es wird gebaut

VON GEFISCHER

Der Einzug

(Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 4)

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Krapfen, 6. Fiale, 10. Laube, 11. Zofe, 13. Veto, 15. Attest, 16. Weste, 17. Stele, 18. Perl, 20. Meer, 21. Ten, 22. Tal, 24. Miau, 26. Bagatelle, 28. Lama, 31. Ananas, 32. Ara, 35. Alarm, 37. Emmer, 38. Bei, 40. Arzt, 44. Imst, 45. Blei, 46. Hamlet, 49. Rehe, 50. Opal, 52. Molar, 54. Hera, 56. Elga, 59. Etat, 60. Orange, 61. Uri, 62. Nobel, 63. Erie, 64. Span, 65. Senner, 66. Sichel. —

Senkrecht: 1. Katte, 2. Ruten, 3. Abel, 4. Peseta, 5. Note, 7. Avenue, 8. Lese, 9. Etter, 10. Last, 12. Ferment, 14. Oere, 18. Plan, 19. Lila, 23. Aga, 25. Alse, 26. Bar, 27. Taft, 28. Lab, 29. Ale, 30. Mai, 32. Amme, 33. Rest, 34. Art, 36. Maler, 38. Mille, 41. Reh, 42. Ziehrer, 43. Papagei, 45. Braten, 46. Hornis, 47. Omen, 48. Lotos, 51. Rain, 53. Labe, 55. Ear, 57. Lupe, 58. Gral.

Silbenrätsel. 1. Radhenkatarrh, 2. Erika, 3. Imperator, 4. Cheviot, 5. Tempera, 6. Uriel, 7. Morpheus, 8. Mimik, 9. Albino, 10. Chiffontuch, 11. Trompete, 12. Eosin, 13. Inland, 14. Novelle, 15. Hinduismus, 16. Essipow, 17. Rescda, 18. Zuchthaus, 19. Skarabäus, 20. Chaiselongue, 21. Nektar, 22. Eimerspritze, 23. Lakai, 24. Lohengrin, 25. Eisenmennige, 26. Rinaldini. **Reichtum macht ein Herz schneller hart als ein kochendes Wasser ein Ei.**

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE * DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Frankfurt am Main, Frankenallee 71 - 81, Telefon: Sammelnummer 33 05 01. Fernschr. 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 60 Pf, bei Zustellung ortsübliche Gebühr. Bezug durch die Post monatlich 2,11 DM zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.

Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany

Belgien bfr. 9. — · Dänemark dKr. 1.40 · England sh. 1/9 · Finnland Fmk. 70. — · Frankreich NF —.90 · Holland hfl. —.70 · Italien Lire 120. — · Norwegen nKr. 1.40 · Österreich S. 4.50 · Portugal Esc. 7. — · Schweden sKr. 1. — incl. oms · Schweiz sfr. — .70 · USA $ — .25

Dr. Brand gibt Rat und Antwort

Dr. Brand, unser psychalagischer Mitarbeiter, nimmt jede Wache in der „Frankfurter Jllustrierten" zu menschlichen Prablemen Stellung. Haben Sie Fragen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktian, zu Händen van Dr. Brand. Wünschen Sie Briefantwart, dann vergessen Sie das Rückparta nicht. Und bitte, geben Sie keine Pastlageradresse an.

Geschäftsleute können so sein

Fräulein B. D. (26) schreibt:

Aus der Bekanntschaft mit einem Herrn, den ich vor einem Vierteljahr in einem Kurort kennenlernte, wurde erstaunlich schnell ein Herzensverhältnis. Wir waren vier Wochen zusammen, schrieben uns täglich und waren der Meinung, daß wir zusammengehörten. Ich muß noch erwähnen, daß mein Bekannter Geschäftsmann ist. Vor zwei Tagen erhielt ich einen Brief folgenden Inhalts von ihm:

„Mein einziges Lieb! Lange habe ich Dich entbehren müssen, und immer wieder habe ich Dir nur schreiben dürfen, daß ich Dich über alles liebe, mein Lieb. Ich möchte nun endlich Deinen Eltern meine Aufwartung machen und bei meinem Besuch in etwa zwei Wochen mit allem schuldigen Respekt um Deine liebe Hand anhalten. Ich weiß, Du legst es nicht falsch aus, wenn ich die Bitte ausspreche, einmal vorzufühlen, ob sich Dein Herr Papa zu meiner Einschaltung in sein Geschäft durchringen kann. Mit Ia Referenzen kann ich natürlich aufwarten. Bitte, teile mir doch die Einstellung Deines Papas zu meinem Vorschlag mit. Solltest Du in den nächsten Tagen keine Gelegenheit dazu finden, ihm die Sache nahezulegen, so könnte ich es so halten, daß ich eine Woche später als beabsichtigt dort eintreffe ..."

Das ist auszugsweise der Brief. Wie beurteilen Sie den Brief oder vielmehr den Mann, der ihn geschrieben hat?

Dr. Brand antwartet:

Was Sie stört, ist genau das, was Ihr Bekannter zu verstehen bittet. Sie sind von dem Wort „Geschäft" ausgerechnet in einem Liebesbrief mit Heiratsantrag höchst unangenehm berührt.

Ich gebe zu, schön klingt das wirklich nicht. Trotzdem wäre das nicht unbedingt ein Grund zur Panik. Geschäftsleute sind keine Dichter, und sie haben einen eigenen Ton. Es ist verständlich, wenn Ihr Bekannter auch die sich eventuell ergebenden geschäftlichen Vorteile bei einer Verbindung mit Ihnen in Betracht zieht. Geschäftsleute müssen zwar nicht so sein, aber sie können es.

Dennoch scheint mir einige Vorsicht geboten. Ihr Kurortbekannter ist Ihnen trotz der gemeinsamen Erlebnisse noch weidlich unbekannt. Vier Wochen sind viel zu kurz, um einen Menschen mehr als nur oberflächlich kennenzulernen. Und Papier ist geduldig, das wissen Sie auch. Sein Herz und Charakter gehören noch etliche Zeit auf den Prüfstand, meine ich.

Sprechen Sie mit Papa und lassen Sie den Mann kommen. Ihr Vater, der ja auch Kaufmann ist, würde sich unter anderem auch mit den geschäftlichen Qualitäten des Bewerbers um Ihre Hand befassen. Wenn eine Verbindung in Frage kommt, dann genügt auch die dickste Mappe mit den schönsten Referenzen und Zeugnisse nicht. Ich glaube, Ihr Bekannter müßte sich zusätzlich einige von Ihrem Papa eingeholte Erkundigungen gefallen lassen.

Ich bin auf jeden Fall der Meinung, es ist noch zu früh, um jetzt schon Verlobung mit der Zusicherung auch einer geschäftlichen Allianz zu feiern. Sie kennen den Mann noch zu wenig, und Ihren Eltern ist er überhaupt unbekannt. So geht es nun wirklich nicht!

Was ist eigentlich

Kompensation?

In der Psychoanalyse (wörtlich übersetzt: Seelenzergliederung) versteht man unter Kompensatian den Ausgleich irgend eines Mangels durch die Vorstellung besonderer Voll- ader Überwertigkeit.

Sicher ist sicher

Herr B. (37) schreibt:

Bin Witwer mit viereinhalbjährigem Kind. Bin ein guter und ruhiger Mensch, aber sehr eifersüchtig. Lernte verwitwete Frau im gleichen Alter mit zwei Kindern kennen. Wir lieben uns sehr. Bin dabei, sie zu heiraten. Stoße nicht immer auf gleiches Heiratsinteresse. In ihrer Wohnung hält sich seit sieben Jahren ein bedeutend älterer Kostgänger auf. Betreffender älterer Kostgänger ist Rentner und zahlt für Kost und Logis. Habe den Eindruck, betreffende Witwe verwaltet die Rente. Betreffender Rentner weiß, daß wir uns lieben, macht aber keine Anstalten, zu verschwinden. Die betreffende Witwe sagt, ich muß warten, bis er von selbst verschwindet. Die Türe weisen will sie ihm nicht. Was ist zu machen?

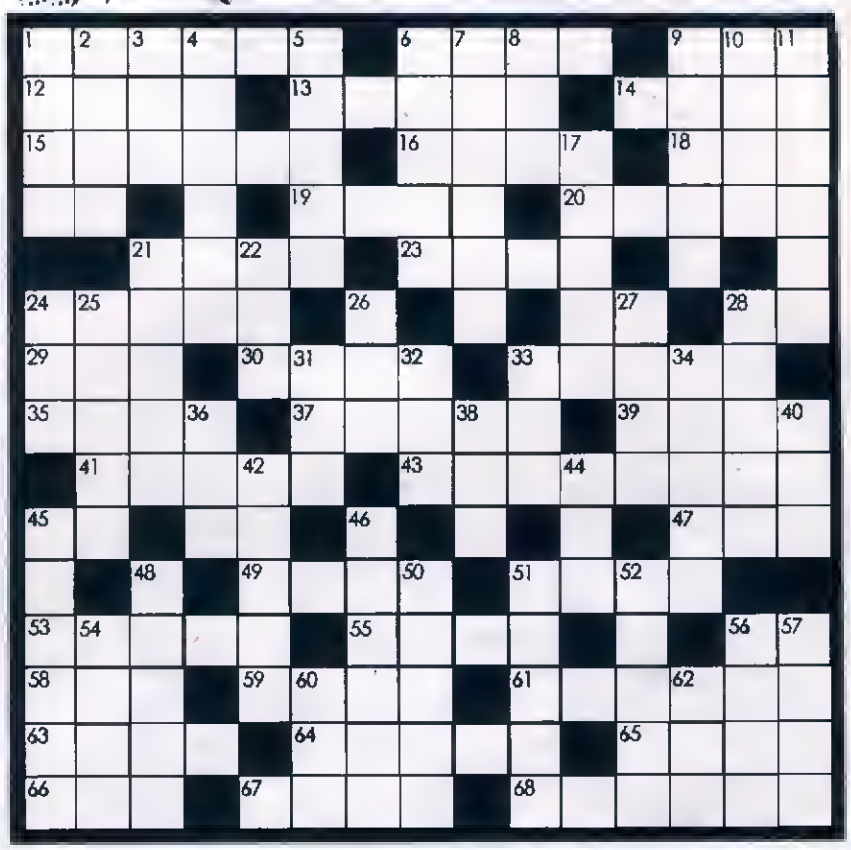
Dr. Brand antwartet:

Scharf nachdenken, mein Bester! Wenn eine Frau heiraten möchte und kann, heiratet sie auch. Tut sie es nicht, kann die Liebe nicht allzu groß sein. In diesem Fall gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder sie gibt dem Mann, der sie heiraten möchte, einen Korb, und er weiß, wo er dran ist. Oder sie zögert die Sache hinaus, weil sie noch erwägt, ob sich die Heirat nicht trotzdem lohnt.

In Ihrem Fall scheint der Witwe der Kostgänger mit der Rente in der Hand vorerst sicherer zu sein als Sie, von dem sie nicht weiß, wie er sich später, wenn's eventuell zu spät ist, verhält. Wer hat, der hat! Jetzt hat sie den pünktlich zahlenden Rentner — und als Witwe mit Kindern muß sie auf sicher gehen.

Fühlen Sie bei der Witwe einmal in dieser Richtung auf den Zahn. Wenn es so ist, wie ich vermute, dann kann ihre Liebe zu Ihnen, wie schon gesagt, nicht groß sein. Es ist dann wohl am besten, nicht der Kostgänger geht, sondern Sie.

FORUM für NACHDENKER



Waagerecht: 1. größeres, eimerähnl. Gefäß, 6. Windrichtung, 9. Anerkennung, 12. Lied einer Oper, 13. franz. Tonsetzer, 14. Gärmittel, 15. Radauwerkzeug, 16. Marmorindustrieort in Südtirol, 18. german. Totengöttin, 19. röm. Kalendertage, 20. Teil der Scheune, 21. Nadelholzgewächs, 23. griech. Siegesgöttin, 24. Fruchtdicksaft, 29. Westeuropäer, 30. Regenbogenhaut, 33. einjähriges Fohlen, 35. Stoffart, 37. südamerikan. Nagetier, 39. Sehorgan, 41. Papstkrone, 43. Bestandteil des Ei's, 47. Hirschart, 49. Verbrecher, 51. Landkriegsmacht, 53. Schmetterlingslarve, 55. lat:. Stunde, allgemeine Zeit, 58. Kosmos, Schöpfung, 59. engl. Adelstitel, 61. Mietkutsche, 63. Einzelvortrag, 64. offener Ankerplatz für Seeschiffe, 65. Begrenzung, 66. Getränk, 67. Nähmaterial, 68. Netzhaut des Auges.

Senkrecht: 1. Spielkartenfarbe, 2. Schwermetall, 3. Gefrorenes, 4. wildes Tier, 5. Zwiebelgewächs, 6. chem. Element, 7. Muse der Sternkunde, 8. griech. Buchstabe, 9. Rückenstütze, 10. Wärmespender, 11. Beweisstücke, 17. Himmelskörper, 21. Harzart, 22. türk. Titel, 24. Musiknote, 25. Muse, 26. leichtes Boot, 27. Haushaltsplan, 28. Musikinstrument, 31. Segelstange, 32. franz. Schriftsteller, 33. Schwur, 34. tier. Organ, 36. Teil der Woche, 38. Sportwink, 40. dt. Liederkomponist †, 42. Wintersportgerät, 44. feierl. Lied, 45. Sumpfland, Schlammhoden, 46. Unterweiser, Aushilder, 48. männl. Rind, 50. Teil des Hauses, 51. Getreidesorte, 52. ungebrochenes Grasland, 54. Arzneipflanze, 56. Almhirt, 57. Gestalt aus „Das Rheingold", 60. lat.: bete, 62. Uferstraße.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a – au – ba – ben – cho – duk – er – er – er – er – eu – flex – ga ge – gno – hahn – he – ho – i – irr – ki – le – le – mann – mar – na – ne – ne – ni nies – nor – oh – on – pe – pir – po – pro – ra – ral – rant – re – re – ri – rich – ru sal – sal – se – sinn – sten – step – ta – ta – tel – ter – teu – ti – two – un – vor – werb wurz – zont – sind 23 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstahen von ohen nach unten gelesen ein Wort aus dem Irischen ergeben. Ch = ein Buchstabe.

1. Verdienst .....
2. Geisteskrankheit .....
3. Giftpflanze .....
4. Offiziersrang .....
5. Waldvogel .....
6. Oper von Verdi .....
7. Widerschein .....
8. Gesellschaftstanz .....
9. Brechruhr .....
10. Westgotenkönig .....
11. nordische Schicksalsgöttin .....
12. militär. Begriff .....
13. Vereinsvorstand .....
14. Nachbildung, Wiedergahe .....
15. Sonnenschutzdach .....
16. Gesichts-, Sehkreis .....
17. seltsames Erlebnis .....
18. Teil der Taschenuhr .....
19. Brettspiel .....
20. Nichtwisser .....
21. Kunstdünger .....
22. brasilian. Wasserschwein .....
23. Kleinigkeit .....

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft 4 auf Seite 36

Eine Sekretärin wie jede andere ist Sigrid Endrejat wochentags an ihrem Arbeitsplatz in Mönchengladbach. Fünf Tage in der Woche verbringt sie hinter dem Schreibtisch, tippt Briefe und Geschäftsberichte und ist dabei mit ihrem Los gar nicht unzufrieden. In der Freizeit jedoch fällt sie vom Himmel. Im vergangenen Jahr zum Beispiel sprang sie als erste und einzige deutsche Fallschirmspringerin aus einer Höhe von 3000 Metern ab und legte hierbei in einer Zeit von 45 Sekunden rund 2500 Meter im freien Fall zurück. Damit übertraf sie nicht nur den größten Teil ihrer männlichen Kollegen, sondern holte sich auch gleichzeitig den Titel der deutschen Bestleistung im freien Fall. Beim internationalen Flugtag in Mönchengladbach wagte sie einen Zielsprung aus nur 300 Meter Höhe, bei einer Windstärke von acht Knoten, eine Leistung, die ihr die Bewunderung

Sigrid fällt aus allen Wolken

Einem höchst außergewöhnlichen Hobby geht heute die 25 Jahre alte Sigrid Endrejat aus Mönchengladbach nach. Ihren normalen Arbeitstag pflegt sie — wie tausend andere Sekretärinnen — hinter dem Schreibtisch zu verbringen, nach Feierabend und am freien Wochenende aber macht es Sigrid Spaß, aus den Wolken zu fallen, und zwar wortwörtlich, denn sie stürzt sich gerne aus ein paar hundert oder tausend Meter Höhe in die Tiefe, mit einem Fallschirm auf dem Rücken natürlich. Angst? „Ja", sagt uns Sigrid, „doch die kriegt man unter, aber dann, dann ist es wunderbar!"

von 70 000 Zuschauern einbrachte. Seit zwei Jahren ist Sigrid Mitglied bei der Fallschirmspringergruppe des Mönchengladbacher Vereins für Luftsport und in dieser Zeit hat sie 85 Absprünge riskiert. „Eine Freundin, die begeisterte Segelfliegerin war, hat mich auf diese Idee gebracht", erzählte sie uns, „und da habe ich es eben mal probiert. Etwas Herzklopfen habe ich immer, wenn ich springen soll, aber dann ist es doch ein herrliches Gefühl."

Hier kaufen Männer ein

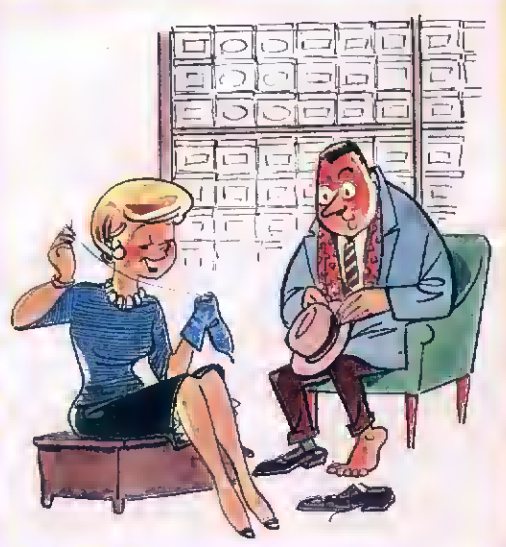
meint Berthold Daneke

„Werden Sie schon bedient, mein Herr?“

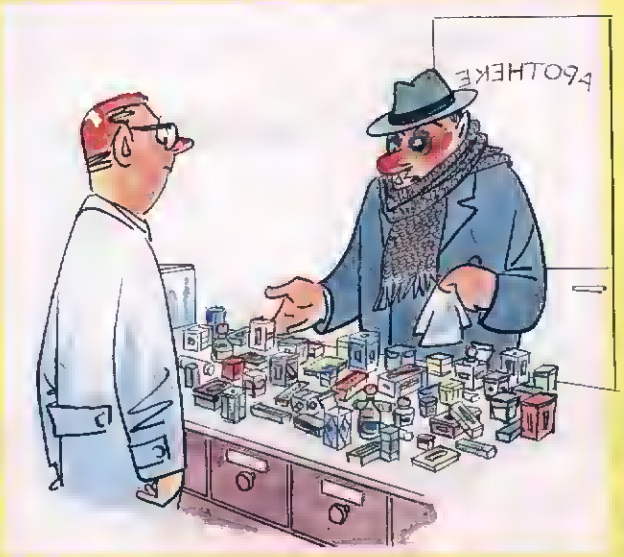
„Von einer Flasche Kognak hat dir niemand etwas gesagt, aber die Muskatnuß und den gemahlenen Pfeffer hast du natürlich vergessen!“

„Ich wollte dir ein Röllchen Nähseide mitbringen, und dabei bin ich in den Winterschluß-Verkauf geraten.“

„Darf es für 20 Pfennig mehr sein?“ – „Ich weiß nicht, da muß ich erst meine Frau fragen.“



„. . . und nun noch eine Probe von dem!“



„Ist das alles, was Sie mir an Schnupfenmitteln vorlegen können?“

„Das kommt bei uns in der Herrenabteilung öfter vor.“